Moderne Klassiker

Deutsche

Literaturgeschichte der neueren Zeit

in

Biographien, Kritiken und Proben.

Mit Portraits.

Siebenter Band.

Cassel,

Ernst Balde.

1852.



Gustav Schwab.

Gustav Schwab.

„Wo nur das Wissen haust, ist Todtenstille,
Laut und lebendig macht die Welt der Wille.“

Mit Portrait.

Cassel,
Ernst Balde.
1852.

Gustav Schwab.

Gustav Schwab ist einer von jenen Dichtern und Schriftstellern Deutschlands, welche im vollen Sinne des Worts Lieblinge, Eigenthum des Volks geworden sind. Ohne gerade der Träger eines besonders in die Waagschale fallenden, alles Andre hinter sich zurücklassenden Talents zu sein, hat Schwab die poetische Befähigung in sich ebenso fleißig wie ansprechend cultivirt, und sich damit einen Platz unter den deutschen Dichtern neuerer Zeit errungen, der, ziemlich obenan, ihm niemals streitig gemacht werden können, und der, was ebensoviel werth ist, ihm nicht streitig gemacht wird. Wenigen Dichtern ist es so wohl wie ihm geworden — das in Ruhe gepflückte Blümchen des Ruhmes und Verdienstes sich in voller Frische erhalten zu können, ohne es fortwährend gegen den Sturm der Kritik, gegen die Kälte des Nei=

des, gegen die Bosheit der Einfalt und Beschränktheit schützen zu müssen. — Wir kommen auf das alles weiter unten genauer zurück, für jetzt gehen wir zur Mittheilung biographischer Notizen über Gustav Schwab über.

Gustav Schwab wurde am 19. Juni 1792 in Stuttgart geboren. Sein Vater, Johann Christoph Schwab, früher Professor an der Karlsschule, war später in höheren Ämtern thätig, ist als philosophischer Schriftsteller aus der Leibnitz-Wolffschen Schule bekannt, und hatte natürlich einen wesentlichen Einfluß auf den Bildungsgang seines Sohnes. Unter andern suchte er ihm eine begründete Abneigung gegen die Kant'sche Philosophie beizubringen, und ließ ihn deßhalb mehrfach sich mit ihr beschäftigen. — Nachdem Gustav Schwab das Stuttgarter Gymnasium besucht, bezog er im Jahre 1809 die Universität Tübingen, um daselbst Theologie zu studiren. Dieses Studium war nicht im Stande, des jungen von Streben nach Wissenschaft erfüllten Mannes Seele ganz zu befriedigen, er warf sich auf das Studium der Schelling'schen Philosophie, und hierbei war es, daß ihm die heitere Göttin in der Poesie zum ersten Male erschien. Zwei fördernde weitere Umstände traten hinzu. In Tübingen hatte sich ein Kreis gleichgesinnter Freunde zusammengefunden, die sich mit Literatur und Poesie beschäftigten und viele Anregung durch diese Verbindung fanden —

sie nannten sich „die Romantiker" von der augenblicklich herrschenden und besonders cultivirten Richtung der Poesie. Ihnen gehörte Schwab an, und mancher geistiger Vortheil ging aus dieser Verbindung für die Betheiligten hervor. — Von noch größerer Bedeutung für Schwab war die Bekanntschaft mit Uhland, die in die treueste Freundschaft von beiden verwandelt wurde. Uhland war fünf Jahre älter als Schwab, schon damals wie überhaupt als Dichter viel bedeutender, und so wurde es Schwab nicht schwer, sich dem überlegenern und talendvolleren ältern Freunde als Schüler an die Seite zu stellen. Uhlands Dichterweise hat Schwab oft zum Vorbild gedient, und es ist beinahe nicht schwer, zwischen manchen Gedichten Schwabs und Uhlands eine sehr specielle Verwandtschaft nachzuweisen. Als einen Beweis von der Innigkeit dieser Dichterfreundschaft wollen wir unter Anderm anführen, daß Uhland einen poetischen Stoff, die Geschichte Robert des Teufels, den er aufgefunden und sich zur poetischen Gestaltung bewahrt hatte, an Schwab übergab, als er sich verhindert sah, ihn selbst zu bearbeiten. Schwab dichtete die bekannten zwölf Romanzen, und schrieb folgendes kurze Gedicht an Uhland als Einleitung, was wir als Beweis liebenswürdigster Bescheidenheit und dankbarer Freundestreue hier anführen:

An Ludwig Uhland.

Getroffen in der Sagen Schacht
Warst du auf dieses Gold;
Gestalt und Glanz von deiner Kunst
Es einst empfangen sollt!

Auf Andres lenkte dich der Geist,
Nach einem größern Ziel;
Dein Sinnen und dein Dichten ward
Zum hehren Trauerspiel.

Da baut mir deine Gunst den Stoff
Zum Bilden freundlich an;
Ich nahm's mit banger Fröhlichkeit,
Will thun, so viel ich kann.

Vergesse, wer den Liederkranz
Mit seinen Händen faßt,
Daß du zu flechten ihn gedacht,
Und nicht geflochten hast.

Man trinkt wohl an dem Brunnenrohr,
Wenn man nicht kann am Quell;
Und was der Meister nicht schaffen will,
Das schaffet der Gesell. —

Außer mit Uhland war Schwab damals bereits mit Justinus Kerner und mit Varnhagen v. Ense specieller befreundet — das Resultat dieser Beziehungen war unter Andern im Jahre 1813 die Herausgabe des deutschen Dichterwaldes.

Im Jahre 1813 verließ Schwab die Universität, und machte eine Reise nach Berlin, wo er mit Chamisso, Fouqué, Horn und Andern sich befreundete. Nach seiner Rückkehr wurde er Repetent im evangelisch-theologischen Seminar zu Tübingen, im December 1817 Professor am Stuttgarter Gymnasium. Zwanzig Jahre lang hat er diese Stelle innegehabt — die lange Zeit ist für ihn wie für seine Schüler eine fruchtreiche gewesen. Durch Eintritt in dieses Amt wurde er auch in Stand gesetzt, den lebhaftesten Wunsch seines Herzens zu erfüllen. Er verheirathete sich, und mit den Annehmlichkeiten seines Lehramtes verband sich das Glück eines heitern Familienlebens, beides von dem Sonnengold echter Poesie übergossen.

Schwabs Poesie entwickelte sich schön und kräftig.

Das Lied und die Romanze waren die ihm am meisten zusagenden Dichtungsarten, in ihnen hat er Unübertreffliches geleistet. Im Übrigen sind die Hauptvorzüge seiner Poesie eine außerordentliche Klarheit der Bilder, eine zumeist schöne Form; eine besondere Eigenschaft gehört ihm noch an, wie beinahe allen Gliedern der sogenannten schwäbischen Dichterschule — an Stelle gluthvoller Begeisterung findet man bei ihm zumeist eine innige Wärme, die nicht wie die erstere mit Gewalt für sich hinreißt, sondern erst nach und nach, aber um so entschiedener, erwärmt und für sich einnimmt. Sehen wir, welche practische Resultate die Muse ihm gebracht hat, und gehen wir zur Anschauung seiner poetischen und sonstigen literarischen Arbeiten über.

Des deutschen Dichterwalds erwähnten wir bereits; auch an dem von Kerner herausgegebenen poetischen Almanach für das Jahr 1812 hatte sich Schwab betheiligt. Im Jahre 1819 ließ er ein Bändchen „Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Christophs von Würtemberg" erscheinen, mit historischen Anmerkungen versehen; das kleine Werk machte ein mäßiges Glück. Größeren Erfolg hatte eine Sammlung seiner Gedichte, welche 1818 in zwei Bänden erschien. Zehn Jahre später gab er sie unter Hinweglassung mancher Gedichte in einem Bande heraus, und diese neue Auswahl ist seit dem noch zweimal in Taschenformat und elegantem Einband erschienen,

die „Romanzen" sowohl wie die „Gedichte" im Verlage der Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart.

Zunächst an diese dichterischen Erzeugnisse sind einige andere aus Gustav Schwabs Feder anzurufen, welche Poesie und Prosa sowie zumeist auch doppelte Zwecke mit einander verbunden, es sind dies die Folgenden. Zuerst ein im Jahre 1823 in der Metzlerschen Buchhandlung in Stuttgart erschienenes Werk „die Neckarseite der schwäbischen Alp", nicht allein ein Wegweiser für Reisende, sondern auch eine poetische Darstellung der Gegend selbst in ihren Schönheiten und in ihren historischen Erinnerungen. — In derselben Weise, mit einzigem Unterschied in der innern Eintheilung des Buches, ist ein anderes geschrieben, „der Bodensee", welcher 1827, in zweiter Auflage 1840 im Verlage der Cottaschen Buchhandlung erschien. Die „Wanderungen durch Schwaben", ein Theil des malerischen und romantischen Deutschlands, erschienen ebenfalls in zwei Auflagen, 1837 und 1847. Endlich war Schwab noch betheiligt an einem von 1828—1839 in Chur erscheinenden Werke „die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern". —

Wir führen aus Schwabs literarischer Thätigkeit als eines seiner Hauptwerke weiter an das „Leben Schillers", welches 1840 bei S. G. Liesching in Stuttgart erschien. Von diesem Werke sprechen wir weiter unten ausführlicher, und erwähnen hier nur noch zweier andrer Schrif-

ten von Schwab, welche einen äußern und einen innern Zusammenhang mit Schillers Biographie haben, das eine sind die in demselben Jahre bei Liesching erschienenen „Urkunden über Schiller und seine Familie mit einem Anhange von fünf neuen Briefen"; das andre erschien unter dem Titel „Der Cultus des Genius, von C. Ullmann und G. Schwab" 1840 in Hamburg, und beschäftigte sich zumeist mit den theologisch-philosophischen Fragen der Zeit. Am passendsten dürfte hier gleich eine Abhandlung über „die Controverse des Pietismus und der speculativen Theologie in Würtemberg" zu erwähnen sein, welche Schwab in dem vierten Hefte der deutschen Vierteljahrsschrift für 1840 veröffentlichte. Wir lassen nun die Resultate seiner literarhistorischen Studien folgen. Zuerst erschienen im Jahre 1835 im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig „fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte von Haller bis auf die neueste Zeit", welche 1840 in zweiter, 1848 in dritter Auflage gedruckt wurden. Im Jahre 1843, im Verlage von Liesching in Stuttgart, erschien „die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage", 2 Bände, zwei Werke, welche sich allgemeinster Würdigung zu erfreuen hatten. Ihnen schließt sich ein bereits in mehreren Auflagen bei G. Mayer in Leipzig erschienener „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen" an, welchen Schwab in Verbindung mit K. Klüpfel herausgab. Der Zweck dieses

Buches ist, aus der Fülle der deutschen Literatur aller Richtungen die Bücher anzuführen und kurz zu charakterisiren, welche allgemeiner Beachtung und Benutzung am meisten werth sind.

Eine weitere Richtung von Schwabs literarischer Thätigkeit gab sich in der Herausgabe der folgenden beiden Werke kund. Das eine „Buch der schönsten Geschichten und Sagen. Für Alt und Jung wiedererzählt" erschien im Verlage von Liesching in Stuttgart in drei Auflagen 1835, 1843, 1846. Es eignet sich dies Werk besonders zur Lectüre für die Jugend, wie nicht minder das andere unter dem Titel „Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums, nach seinen Dichtern und Erzählern", 3 Bände, welche 1838—40 in erster, 1846 in zweiter Auflage in demselben Verlage erschienen. Dies Werk hat einen nicht geringen literarischen Werth und ist ohngefähr mit den bekannten Beckerschen „Erzählungen aus der alten Welt" zu vergleichen, übertrifft dieselbe indeß durch eine wahrhaft künstlerisch-poetische Auffassung des Stoffs. Wir finden in demselben alles zusammengefaßt, was den Inhalt der Gesänge Homers wie der Tragödien des Äschylus, Euripides, Sophokles ausmacht. Prometheus, Deukalion und Pyrrha, Perseus, die Argonautensage, Theseus und Ödypus, die Sagen Troja's, Odysseus, Äneas und vieles Andre bilden in einer für Jung und Alt vortrefflich brauchbaren Form den Inhalt

dieser drei Bände, welche wir gleich dem vorhin erwähnten Buch, den schönsten Geschichten und Sagen als Geschenke für die Jugend bestens empfehlen wollen.

Außer diesen selbständigen Arbeiten Schwabs haben wir noch manche andere Zeichen seiner literarischen Thätigkeit anzuführen. So war er von 1827—1837 Redacteur des poetischen Theils des Morgenblattes, von 1833—1838 Redacteur des deutschen Musenalmanachs. Im Jahre 1829 gab er in's Neudeutsche übersetzt den „Froschmäuseler von Georg Rollenhagen" heraus, im nächstfolgenden Jahre „Erlesene Gedichte von Paul Flemming, mit Flemmings Leben". Aus dem Französischen übersetzte er „Lamartines poetische Gedanken", welches 1826, und „Barthélemy's und Méry's Napoleon in Ägypten", welches 1829 erschien. Ferner besorgte er unter Beifügung von einleitenden Biographien und Charakteristiken die Ausgabe von „W. Hauffs sämmtlichen Schriften" und „W. Müllers vermischten Schriften", beide im Jahre 1830. Die Herausgabe des theilweisen Nachlasses von Franz Horn, unter dem Titel „Psyche" in drei Bänden 1841 erschienen, besorgte er in Gemeinschaft mit F. Förster. Auch an der Herausgabe der bei Metzler in Stuttgart erschienenen Übersetzungen griechischer und römischer Prosaiker und Dichter nahm er Antheil. Zum Schluß erwähnen wir noch, daß Schwab außerdem viel für die „Heidelberger Jahrbücher" und

die „Blätter für literarische Unterhaltung“ arbeitete; auch an andern Orten finden wir noch Arbeiten von ihm zerstreut, z. B. in den „Moosrosen“, einem Taschenbuch f. 1826, eine sehr bedeutende über Uhlands Poesie, im schwäbischen Merkur einen Nekrolog Lenaus, und andere mehr. Die letzte Arbeit, mit der er vor seinem Tode sich beschäftigte, war eine Biographie Wangenheims.

Wir sind bei Anführung dieser ausgedehnten und so verdienstvollen und erfolgreichen literarischen Thätigkeit Schwabs vorausgeeilt, und haben noch nachzuholen, was wir aus seinem Leben an interessanten Momenten mitzutheilen wissen.

Wir führten bereits an, daß er zwanzig Jahre lang als Professor am Stuttgarter Gymnasium wirkte. Es war ihm in dieser langen Reihe von Jahren nach und nach der Wunsch nach einer Veränderung seiner Situation gekommen. Schwab gehörte, wie seine Freunde L. Uhland und Paul Pfizer, der liberalen Partei an, die dem Volke eine gewisse Summe politischer Rechte garantirt sehen wollte, und welche damals freilich nicht in solcher Ausdehnung wie in neuerer Zeit, auch mehr Leiden als Freuden als Frucht ihres Strebens sich zugetheilt sah. Dazu kamen die lebendigen Streitigkeiten auf dem Gebiet der Religion, von denen Schwabs Gemüth mit Wehmuth und Bitterkeit erfüllt wurde. Schwab war frommen Gemüths, ohne daß wir diesen Ausdruck

irgend wie mit der jetzt herrschenden pietistischen Richtung in Verbindung bringen wollen. Schwabs Frömmigkeit war anderer Natur — obschon der entschiedenste Gegner der Hegelschen Philosophie hegte er den Glauben doch nur bis soweit, daß er mit der Vernunft nicht in Widerspruch gerieth. — Die politischen wie religiösen Streitigkeiten also hatten den Wunsch in ihm rege gemacht, in mehr Zurückgezogenheit und Ruhe zu leben, und er übernahm im Jahre 1837 die Pharrei zu Gomaringen, einem Dorfe am Fuße der schwäbischen Alp. Hier verbrachte er vier glückliche Jahre, in treuer Erfüllung der Pflichten seines Amtes, in glücklichem Familienleben, in freundlichem und belehrendem Verhältniß zu seiner Gemeinde, und in lebendigem Verkehr mit der großen Anzahl seiner Freunde, von denen manche ihn in seiner freundlichen Wohnung besuchten. Hier schrieb er auch, zunächst angeregt durch eine Rede, welche er bei der Enthüllung des Schillerdenkmals in Stuttgart hielt, das Leben Schillers, im Winter von 1839—1840. Er war mit ebensoviel Freude und Sorgfalt bei dieser Arbeit, und las seiner Familie in der Regel Abends vor, was er den Tag über gearbeitet hatte.

Nach vierjährigem Aufenthalt in Gomaringen zog er es vor, nach Stuttgart zurückzukehren, als ihm die erste Predigerstelle an der Leonhardtskirche und das Amtsdekanat Stuttgart übertragen wurde. Diese Stelle beklei-

dete er bis zum Jahre 1845, dann wurde er als Ober-studienrath angestellt und zum Oberconsistorialrath ernannt.

Wir gehen nochmals in Schwabs Leben zurück, um etwas nachzuholen, was gleichfalls das Resultat seiner literarischen Thätigkeit war: wir meinen die zahlreichen freundschaftlichen Verhältnisse zu bedeutenden Männern, welche zu knüpfen er Gelegenheit hatte. Als Redacteur des poetischen Theils des Morgenblattes sowie des deutschen Musenalmanachs war er natürlich im Fall, die umfangreichsten Verbindungen mit alten und neuen Schriftstellern einzugehen. Außer den schon genannten Uhland und Pfizer war er noch besonders mit Lenau und Grün befreundet, ebenso mit Platen, Hauff, Möricke und noch vielen Andern. Mit Chamisso, Gaudy, Schöll und Andern stand er in lebhaftester Correspondenz. Seine uneigennützige Freundschaft, seine freundliche Anerkennung fremder Verdienste, die Liebenswürdigkeit seines geselligen Umgangs werden im Herzen seiner Zeitgenossen eben so sehr in Erinnerung bleiben, als man seine literarischen und wissenschaftlichen Verdienste anerkennt.

Ehe wir zur Angabe seines Todestages übergehn, sei uns zu erwähnen noch gestattet, daß er bei all dieser geistigen Thätigkeit noch Zeit genug fand, Reisen zu machen und diesem und jenem Freunde einmal die freundliche Überraschung seines persönlichen Besuches zu brin-

2*

gen. So besuchte er elf Mal die Schweiz, ferner Schweden, Frankreich, Oberitalien, vieler Reisen im deutschen Vaterlande nicht zu erwähnen. Es war natürlich, daß der Tod eines so bedeutenden Mannes an vielen Orten und für viele Herzen eine herbe Trauernachricht war. Zu Beginn des Sommer 1850 hatte er einen gefährlichen Erstickungsanfall gehabt, in der Nacht vom 3.—4. November kehrte derselbe ganz unerwartet wieder, und nach wenigen Minuten hatte er aufgehört zu leben. Er erreichte ein Alter von 58 Jahren und 4 Monaten. —

Der Dichter Schwab gehörte also, um einen Gemeinplatz zu gebrauchen, der schwäbischen Dichterschule an. Wenn es gestattet ist, diese Bezeichnung augenblicklich beizubehalten und von den besondern Merkmalen dieser schwäbischen Dichterschule zu sprechen, so finden wir sowohl in der Form als im Wesen zwei Eigenschaften, welche bei allen Poesien dieser Schule mehr oder minder hervortreten: in Bezug auf die Form ist dies der Umstand, daß jene Dichter meist nur zwei Arten des Gedichts cultivirten, das Lied und die Romanze — in Bezug auf das Wesen ist es jener, daß die Leistungen der schwäbischen Dichter, wie wir bereits oben im Besondern erwähnten, die volle, höchste Gluth dichterischer Empfindung zumeist entbehren, dafür aber eine angenehme, wir möchten, mit Rücksicht auf das Land, von woher diese Poesien stammen, gemüthliche Wärme und innere Trau=

lichkeit besitzen. Damit ist die Schwabsche Poesie unseres Erachtens gleichfalls vollständig charakterisirt; wir finden bei ihm das Schönste allerdings nicht häufig, nie aber, und das ist viel werth, das Schlechte. Wir gehen zu näherer Anschauung der Gedichte Schwabs, seiner Biographie Schillers und seiner übrigen Arbeiten über. Von Schwabs Gedichten liegt eine „neue Auswahl" vor uns, welche im Verlage der Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart zuerst im Jahre 1838 erschien und seitdem mehrere Auflagen erlebte. Diese Sammlung ist eingetheilt in „Lieder und vermischte Gedichte", „Zeitgedichte", „Sonette", „Romanzen, Balladen, Legenden". Die letzte Abtheilung enthält auch noch vier größere Dichtungen, nämlich die Romanzen von Robert dem Teufel; die Legende von den heiligen drei Königen; die geschichtliche Sage: die Kammerboten in Schwaben; und das größere Gedicht „der Appenzeller Krieg". —

In der ersten Abtheilung, den Liedern und vermischten Gedichten, finden wir eine kleine Anzahl Liebeslieder, die von den Liebesliedern unserer neuesten Dichter nicht wenig abweichen. Sie sind außerordentlich ruhig gehalten; was sie indeß etwa an Wärme des Inhalts zu wenig haben, das ersetzt die Schönheit der Form, und man sollte Glauben, der Dichter hätte in gereiftern Jahren die Klänge seiner Jugend nochmals mit ruhigem Sinn überschaut und hätte eben auf Kosten der Empfindung

die Form gehoben. Wir wollen zur Probe eins dieser Gedichte mittheilen, es heißt „Liebesmorgen" und trägt als Geburtsjahr das Jahr 1812; der Dichter hat es also in seinem zwanzigsten Lebensjahre gedichtet.

Liebesmorgen.

Gelagert sprachlos saßen wir im Kreise,
Ein Jeder sann den Morgenträumen nach;
Da öffnete die Pforte sich, und leise
Tratst du herein und standst in dem Gemach,
Und neigtest dich nach deiner holden Weise,
Verschämt und kaum vom ersten Schlummer wach,
Und blicktest schüchtern auf, uns mit den süßen
Schlaftrunk'nen Äuglein halb im Traum zu grüßen.

Ist das der Blick, der aus der Locken Kranze
So stolz hervorgeleuchtet und gesiegt?
Ist das die Brust, die sonst bei Fest und Tanze
In weicher Seide schwellend sich gewiegt?
O wie sie nun sich, frei von allem Glanze,
So fromm in die bescheidnen Tücher schmiegt!
Wie schmückt das Haar so schlicht der Stirne Bogen,
Wie hat der Blick sich scheu zurückgezogen!

O dürft' ich als die Meine dich begrüßen
In dieser keuschen, stillen Morgentracht,
Wo nur der Sonne Lichter dich umfließen,
Nicht eitler Lampenschein und falsche Pracht.
O dürft' ich diesen milden Reiz umschließen,
Nach jeder einsam durchgehofften Nacht
Dir liebend in dein Morgenantlitz blicken,
An's Herz dich, den verhüllten Himmel, drücken!

Man wird an diesem Gedicht die gluthvolle Empfindung vermissen, an deren Stelle jedoch eine Innigkeit finden, die außerordentlich wohlthuend ist. — Einen sonderbaren Eindruck macht inmitten dieser Gedichte eins unter dem Namen „die stille Stadt". Der Dichter nennt den Kirchhof so, und zeichnet in dem Gedicht ein kleines ziemlich trübes Landschaftsbild, dessen Vorderraum der Friedhof einnimmt, während wir im Hintergrund den voller Grauen fliehenden Wanderer erblicken, der nach einem Kreislauf weniger Jahre doch wieder auf dem Kirchhof anlangt, um ihn nicht wieder zu verlassen. — Ein ganz vortreffliches Gedicht ist „die Wolke am Sternenhimmel", voll von Ähnlichkeit mit dem bekannten Gedicht „Sommernacht" von Ludwig Seeger. Wir theilen das Gedicht selbst mit.

Die Wolke am Sternenhimmel.

Welch eine Saat von goldnen Ähren
Durchwandl' ich dunkle Nachtgestalt?
Die schaudernd ihre Häupter kehren
Vor meinem Athem rauh und kalt.
Ich bin so fremd auf diesen Auen
Und wohl aus einem andern Land,
Und möchte da mich helle schauen,
Doch bleib' ich mir so unbekannt.
Trüb glänzt von meinem grauen Kleide
Der Saum in dieser Flämmlein Schein;
Sie feiern ruhig ew'ge Freude,
Da zieh' ich störend mitten ein.
Ich darf nicht frei und sicher gehen,
Bald führt mich eine leise Hand,
Bald reißt es mich mit Sturmeswehen,
Und faßt mein flatterndes Gewand.
Und mir begegnen dunkle Brüder,
Stumm, grau und willenlos wie ich,
Sie schlagen fremd die Wimpern nieder,
Und ziehen hin, als flöhn sie mich.
Wenn schüchtern dann mein Blick sich hebet,
So fahren Flammen wild heraus,
Und will ich sprechen, so erbebet
Vor meinem Ton das fremde Haus.

Wo bin ich Arme denn geboren,
Wo wird man liebend mich empfahn?
Ich blick in ihr Gebiet verloren,
Fremd diese hohe Schönheit an. —
Doch winkt aus wunderbarer Tiefe
Mir nicht ein mild Erbarmen zu,
Als ob mir eine Mutter riefe,
Mich läd' an ihrer Brust zur Ruh'?
Wie ist mir? Wehmuth löst in Thränen
Hell meine graue Nachtgestalt,
Hinab, hinab zieht all mein Sehnen
Versöhnend heilige Gewalt. —
Und liebend rauscht's der Erd' entgegen,
Der Morgen kommt mit neuer Lust:
Blau ist die Luft, ein süßer Regen
Liegt an der Mutter Erde Brust. —

Unter den folgenden Gedichten finden wir ein uns allen bekanntes, ein Lied, welches von Tausenden und Hunderttausenden gesungen wird, eins der beliebtesten Universitäts und Studentenlieder, das „Lied eines abziehenden Burschen".

„Bemooster Bursche zieh' ich aus,
Behüt' dich Gott, Philisters Haus!
Zur alten Heimath geh' ich ein,
Muß selber nun Philister sein" u. s. w.

ist eins der volksthümlichsten Lieder in ganz Deutschland geworden. —

Unter den folgenden Gedichten treffen wir ein größeres aus neun einzelnen bestehendes, die „Aprilreise" an, welches in einfachem Versbau nicht ohne Humor eine Reise des Verfassers beschreibt, die im Sonnenschein und auf grüner Flur angetreten wird, bald indeß von dem böswilligen April in eine förmliche Winterreise verwandelt wird. Der Dichter hat übrigens diese „Aprilreise" selbst mit dem bescheidenen Schlußverse versehen:

Flügle, Wandrer, deinen Schritt,
Nimm die leichten Lieder mit,
Die in solchen Mühen
Dennoch mochten blühen.
Ist ein Ton auch halb verweht,
Irgendwo ein Reim verdreht,
Was April gedichtet,
Wird nicht streng gerichtet! —

Die „Feuerwerkerstochter" ist ein mißlungenes, sehr gesuchtes und manierirtes Gedicht; bedeutend besser sind die „Wanderlieder eines Mannes," ein Cyclus von neun Gedichten, wovon das letzte unbedingt das werthvollste ist. —

In der folgenden Abtheilung „Zeitgedichte" tritt die oben erwähnte Ähnlichkeit der Schwabschen Poesie mit

der Uhlands ziemlich entschieden an den Tag. Man vergleiche z. B. das nachfolgende Gedicht „Ein Flüchtling" mit Uhland'schen Gedichten, und man wird eine wesentliche Verwandtschaft nicht in Abrede stellen können. Im Übrigen sind diese Zeitgedichte Schwabs zumeist Gelegenheitsgedichte — wir finden da ein Gedicht zur Feier der Schlacht bei Leipzig, ein Paar Gedichte an den König von Würtenberg, eins an Ludwig Uhland den Abgeordneten, und andere mehr. Das schon erwähnte Gedicht „Ein Flüchtling", mit dem Geburtsjahr 1831 bezeichnet, ist das bedeutendste der ganzen Abtheilung, es finde hier seinen Platz.

Ein Flüchtling.

Du wirst mir vor der Seele stehen,
So lang mein Geist noch Bilder treibt,
So lang mein Blick, was er gesehen,
Noch vor sich in die Lüfte schreibt:
Auf feste Schultern hoch gegründet
Ein Haupt, vom Kummer nicht gebeugt,
Die Finger straff zur Faust geründet,
Der Blick aus Licht und Nacht gezeugt.

Vom Sinn gedrängt, schwoll dir die Stimme,
Wie Römerwort herüberschallt;
Ja, deine Rede gab vom Grimme
Des Schicksals uns den Vollgehalt.

Wie Menschenwahn dazugesündigt,
Was Thorheit und Verblendung that,
Ward ruhig klar von dir verkündigt;
Nur donnernd sprachst du vom Verrath:

Von Einem, „der im Heimathgarten
Aufwuchs, ein unfruchtbarer Baum,
Der bei Gelag' und schnöden Karten
Verdämmerte des Lebens Traum;
Der in der Knechtschaft schwersten Tagen
Als Greis ein junges Weib gefreit,
Und, seinen Arm um sie geschlagen,
Durchtändelte die Jammerzeit."

„Als nun im Fieber seine Ketten
Das kranke Vaterland zerbrach,
Rafft' er sich auf, als gält' es retten,
Sann, Freiheit jauchzend, er auf Schmach.
Er war der Tyrannei Verwalter
Auf ihrem umgestürzten Thron,
Und ließ sein siebzigjährig Alter
Vergolden sich mit Feindeslohn."

Du riefst: „Weh diesem! der empfinde
Gott als des alten Bundes Gott;
In seinem spätgezeugten Kinde
Büß' er den frech getriebnen Spott!

Kein Quell der Pein, der ihm nicht quölle,
Bis ihn hinunterschlingt die Fluth;
Und drunten eine eigene Hölle,
Gemeine Qual ist viel zu gut!"

Ernstkräftig wiegtest du den wackern,
Den schwertgewohnten Heldenarm:
„Muß ich auf fremdem Boden ackern,
Sprachst du, das thu' ich ohne Harm!
Gern irr' ich, wie ein Missethäter,
Des Elends Stecken in der Hand,
Nur weit, recht weit von dem Verräther,
Vom unterjochten Vaterland!"

„O Männer, die mit finstrem Sinnen
Ihr seht, wie unser Würfel fiel,
Glaubt's: wäre wieder zu beginnen,
Und wieder Untergang das Ziel:
Wir schaarten wieder uns zum Heere,
Wir sprächen: Henker, gürte dich!
Nicht Glück, nicht Ruhm — wir wollen Ehre;
Und von der Ehre zehr' auch ich!"

Du sprachst's und grüßtest, und wir drückten
Mit Schmerz die dargebotne Hand,
Und unsre Lippen, durstig, bückten
Sich auf dein staubig Schlachtgewand.

Du gingst, ein herrlicher Verbannter,
Am blut'gen Schwert als Wanderstab,
Des Völkerschicksals Abgesandter,
Geschickt von eines Volkes Grab.

Drei zumeist vortreffliche Prologe für die Stuttgarter Bühne, zu Göthes Tasso, zu Schillers Braut von Messina und zu Lessings Nathan dem Weisen, finden wir ebenfalls in dieser Abtheilung: Aus dem zuerst genannten will uns besonders folgende Stelle gefallen:

Sey heilig uns dein Lorbeer, den schon lang
Der Väter Zeit um's braune Haar dir schlang,
Und welchen Enkel noch in grünem Saft
Geschaut auf reicher Silberlocken Kraft,
Doch Enkelsenkel werden wieder braun
Dein Lockenhaupt in voller Jugend schau'n;
Denn ihnen formen deine Züge sich
Aus ewig frischen Werken jugendlich!
Dein Sängergeist lebt, in Verbrüderung
Mit seinem Volke, das nicht altert, jung. —

Die nächste Abtheilung sind die „Sonette," durch nachstehendes vortreffliche eingeleitet.

Die Gesänge.

Oft im Gewitter, Trübes mir zu schönen,
Erhuben sich die Göttinnen des Sanges,
Der Donner hallte fürchterlichen Klanges;
Es war der Ode mächtig kühnes Tönen.

Die Elegie erschien in Himmelsthränen;
Der Regen tropfte ernst herab durch banges
Gewölk, ein Bild sehnsüchtig weichen Dranges:
Des Liebes Sonne, stillte bald sein Sehnen.

Da seh ich zart gewölbt, in lichter Bläue,
Von Regen eine Mischung und von Sonne,
Im Farbenschmelz den Regenbogen wallen.

Ob auch ein ferner Donner rollend dräue,
Sein Arm umfasset Berg und Thal in Wonne:
So lächelt tröstlich das Sonett vor allen.

Von den übrigen Sonetten führen wir noch als besonders gelungen hier an „An eine Weinende“ und „Nachtklage.“

Die nächstfolgende Abtheilung „Romanzen, Balladen und Legenden" bringt uns den Dichter in seiner eigentlichen Dichterheimath: diese Abtheilung enthält die besten Poesien Schwabs, einige von ihnen sollen von uns mitgetheilt werden.

„Das Gewitter" ist nach einer wahren Begebenheit gedichtet und ist längst so volksthümlich geworden, daß die Anführung desselben gewiß willkommen ist.

Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,
Ich selber ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit!
Wohl dem, der that, was er sollt'!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag:
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?“
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl miteinander getroffen sind,
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

„Des Fremden Königreich", ein großes schönes Gedicht, verdient ein specielleres Eingehen. Man könnte dasselbe sowohl eine Ballade als eine Romanze nennen, es erfüllt die Bedingungen beider Dichtungsarten gleichzeitig. Der Inhalt ist ausgezeichnet in der Lebendigkeit der Darstellung wie in seinem eigentlichen Wesen, dem Gedanken, daß der arme Jüngling ohne Wehr und Waffen, allein mit der Kraft seines Armes sich die Königstochter zum Weibe erwirbt, und der Schluß ist groß, wonach der Tapfere lieber mit dem theuren Weibe im Augenblick, wo er so hohes Glück errungen, untergehen als ihr Leben der Klage und der Qual überlassen will, die in der zerfallenen Burg seiner Väter ihrer harrt. Er läßt den Kahn zerschlagen, beide versinken und am andern Morgen zeigt dem mit hohen Segeln stolz daherfahrenden Königsvaters nichts an, daß er über das Grab seiner Tochter fährt. Der zweiundzwanzigste Vers scheint uns einen sehr glücklichen Vorwurf für das Gemälde eines großen Künstlers zu enthalten. Doch lesen wir das Gedicht selbst, hier folgt es:

Des Fremden Königreich.

Der König feiert am Meer das Spiel,
Es nahen Ritter und Fürsten viel,
Die Fluth sie rufet und rauschet,
Die Sonne lächelt und lauschet.

Der König sprach: „einst rang ich so gut,
Einst fühlt' ich mein junges Königsblut
Von Kraft und von Liebe schäumen,
Heut möcht' ich von Jugend träumen!

O säh' ich Einen kämpfen, wie mich!
Wallt' Einem das Blut so königlich!
Auf setzt' ich ihm wohl die Krone,
Wie einem leiblichen Sohne!

Schaut her, wie strahlt mein Purpurgewand,
Wie leuchtet das Kind an meiner Hand! —
Ich gäb' ihm den Mantel vom Leibe,
Dazu die Tochter zum Weibe."

Da huben sie alle vom Fürstengeschlecht,
Sie warfen den Speer, sie kämpften gerecht,
Doch so ist's Keinem gelungen,
Wie einst der Alte gerungen.

Der Jungfrau Blick irrt auf der Fluth,
Der Greis erschaut sich nicht Jugendmuth.
Da kommt auf den wallenden Wogen
Ein Schifflein herangeflogen.

Drin rudert mächtig ein einz'ger Mann,
Als hätt' er die Wellen in seinem Bann,
Den Kahn hat ans Land er geschwungen,
Ist rüstig herausgesprungen.

Ein Jüngling ist's im leichten Rock,
Mit baarem Haupt und gelbem Gelock,
Er trägt kein ritterlich Waffen,
Ist doch zum Kampfe geschaffen.

Die Ritter standen im Harnisch blank,
Da war doch keiner so stark und schlank,
Die Augen waren die blauen,
So blitzend an keinem zu schauen.

Und kecklich tritt er in den Kreis,
Das Haupt er neigt vor dem König leis,
Doch vor der Maid, der süßen,
Da beugt er es, tief zu grüßen.

Dem König er gefiel so sehr,
Er ließ ihm reichen Schild und Speer:
„Du bist ein herrlicher Knabe,
Im kühnen Kampfe dich labe.“

Da warf er den Speer mit leichtem Schwung,
Da rang er mit Fürstensöhnen jung
Mit seinen Armen, wie Schlangen,
Hielt er die Gegner umfangen.

Wohl hat er getroffen das ferne Ziel,
Hat niedergerungen der Ritter viel,
Vor seiner Stärk' und Schöne
Verbleichten die Heldensöhne.

Und rosig roth die Jungfrau ward,
Und dem König däucht' er von rechter Art,
Er zog von Schulter und Rücken
Den Mantel ab, ihn zu schmücken.

Er hieß ihn treten zum hohen Thron:
„So sprich, von wannen du bist, o Sohn!
Dein Arm und dein Blick und die Thaten,
Die haben dich mir verrathen!“

Der Knabe schaut an sein Purpurkleid,
Anschaut' er die rosige, lächelnde Maid,
Nichts hat er auf weiter Erden —
Denkt doch ein König zu werden.

Er sprach: „Mein Reich liegt fern so sehr,
Weit drüben im tiefen dunkeln Meer,
Dort steigt es aus dem Schaume.“
Der Jüngling sprach, wie im Traume.

Da ragt sein Haupt aus dem Purpur hehr,
Als ob er darin geboren wär',
Es steht dem lockigen Sohne,
Als fehlt' ihm schon lang' die Krone.

Da rief der König: „Dein Blut ist ächt,
Fürwahr, du bist von Fürstengeschlecht!
Ich geb' dir den Purpur vom Leibe,
Nimm hin die Tochter zum Weibe!“

Ja, setze sie nur in den Kahn,
Du ruderst mächtig, so rudre voran,
Beginnt der Morgen zu grauen,
So folg' ich, dein Reich zu schauen!

Sie springen in's Schiff wohl Hand in Hand,
Der Kahn, er flieget hinaus vom Strand,
Es rudert durch Tag' und Nächte
Des Knaben gewalt'ge Rechte.

Die Jungfrau liegt ihm am Herzen weich,
Sie forscht und forscht nach des Buhlen Reich:
Sein Blick der sinket zu Grunde,
Als sucht' er es tief im Sunde.

Was hebet sich dort im Abendlicht?
Ein Fels ist's, dran sich die Woge bricht!
Was schaut herab in die Welle?
Eine Burg mit öder Schwelle.

„O schiffe vorüber am Eiland grau,
Vorüber schnell am verfallenen Bau,
Wo, beid' einander zum Grausen,
Nur Räuber und Geister hausen!“

Da spricht er: „Lieb, was wirst du bleich?
O Lieb, das ist mein Königreich!
Hier mußt du Königin werden,
Kein and'res hab ich auf Erden!“

„Mein Vater war wohl stolz und reich,
Jetzt liegt er unter dem Hügel bleich,
Erschlagen, nicht sanft gestorben,
Sein' Hab' und Gut verdorben.“

Und sicher lenkt der Buhle den Kahn
Durch brandende Wogen die wilde Bahn,
Durch der Felsen ragende Zinken,
Wo moosige Thürme winken.

„Geliebter, wo ist das Brautgemach?“
„„Dort zwischen den Mauern ohne Dach!““
„Wo harren die Edelknaben?“ —
„„Dort fliegen und krächzen die Raben!““

Da schaut er sie an, der Knabe spricht:
„O Maid, es kann dir gefallen nicht,
Nicht kann dich mein Reich ergetzen,
Du siehst es an mit Entsetzen!“

„Und eh' du verfluchest das Leben dein,
Eh' laß uns zusammen begraben sein,
Eh' laß zu den Felsenrissen
In den Strudel nieder uns schiffen!“

Er hält sie im Arme bleich und stumm,
Er dreht das Schiff in den Wellen um
Tief zwischen den steinernen Rippen;
Dann schleudert er's an die Klippen. —

Mit Segeln voll, mit Masten lang,
Mit froher Flagge, mit Freudengesang
Heranzieht ohne Sorgen
Des Königs Schiff am Morgen.

Der Greis sucht seiner Tochter Reich,
Er sieht nicht an das Eiland bleich,
Er schifft im Hauch des Windes
Wohl über das Grab des Kindes.

Das folgende Gedicht „Blutrache," eine nordische Sage in drei Balladen, ist des Lesens gleichfalls besonders werth. Der letzte Vers des ganzen Gedichts ist bezaubernd schön und überrascht durch die Energie des Gedankens.

Unter den folgenden Gedichten heben wir als bereits sehr volksthümlich geworden „Das Mahl zu Heidelberg" heraus — wir theilen diese Ballade mit, die sich durch ihre lebendige Schilderung der Vorgänge sowie den befriedigenden humoristischen Schluß auszeichnet.

Das Mahl zu Heidelberg.

Von Würtemberg und Baden
Die Herren zogen aus,
Von Metz des Bischofs Gnaden
Vergaß das Gotteshaus;
Sie zogen aus zu kriegen
Wohl in die Pfalz am Rhein,
Sie sahen da sie liegen
Im Sommersonnenschein.

Umsonst die Rebenblüthe
Sie tränkt mit mildem Duft,
Umsonst des Himmels Güte
Aus Aehrenfeldern ruft:
Sie brannten Hof und Scheuer,
Daß heulte groß und klein;
Da leuchtete vom Feuer
Der Neckar und der Rhein.

Mit Gram von seinem Schlosse
Sieht es der Pfälzer Fritz;
Heißt springen auf die Rosse
Zween Mann auf Einen Sitz.

Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald,
Doch ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald.

Sie wollen seiner spotten,
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Hügel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloß,
Dorthin führt er gefangen
Die Fürsten sammt dem Troß.

Zu hinterst an der Mauer,
Da ragt ein Thurm so fest,
Das ist ein Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Eule Nest;
Dort sollen sie ihm büßen
Im Kerker trüb und kalt,
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finst'rer Wald.

Hier lernt vom Grimme rasten
Der Würtemberger Utz,
Der Bischof hält ein Fasten,
Der Markgraf läßt vom Trutz.

Sie mochten schon in Sorgen
Um Leib nnd Leben seyn,
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.

„Herauf, ihr Herrn gestiegen,
In meinen hellen Saal!
Ihr sollt nicht fürder liegen
In Finsterniß und Qual.
Ein Mahl ist euch gerüstet,
Die Tafel ist gedeckt,
Drum, wenn es euch gelüstet,
Versucht, ob es euch schmeckt!"

Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht,
Sie wandeln durch die Hallen
An's gold'ne Tageslicht.
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag,
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

Es saßten sich die Fürsten;
Da mocht' es seltsam seyn!
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.

„Nun, will's euch nicht behagen?
Es fehlt doch, deucht mir nichts?
Worüber ist zu klagen?
An was, ihr Herrn, gebrichts?"

„Es schickt zu meinem Tische
Der Odenwald das Schwein,
Der Neckar seine Fische,
Den frommen Trank der Rhein.
Ihr habt ja sonst erfahren,
Was meine Pfalz bescheert;
Was wollt ihr heute sparen,
Wo Keiner es euch wehrt?"

Die Fürsten sah'n verlegen
Den Andern Jeder an,
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„Herr, fürstlich ist dein Bissen,
Doch Eines thut ihm Noth,
Das mag kein Knecht vermissen!
Wo ließest du das Brod?"

„Wo ich das Brod gelassen?"
Sprach da der Pfälzer Fritz,
Er traf, die bei ihm sassen,
Mit seiner Augen Blitz;

Er that die Fensterpforten
Weit auf im hohen Saal,
Da sah man aller Orten
In's off'ne Neckarthal.

Sie sprangen von den Stühlen,
Und blickten in das Land,
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft,
Von Rosses Huf und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.

„Nun sprecht, von wessen Schulden
Ist so mein Mahl bestellt?
Ihr müßt euch wohl gedulden,
Bis ihr besä't mein Feld,
Bis in des Sommers Schwüle
Mir reifet eure Saat,
Und bis mir in der Mühle
Sich wieder dreht ein Rad."

„Ihr seht, der Westwind fächelt
In Stoppeln und Gesträuch;
Ihr seht, die Sonne lächelt,
Sie wartet nur auf euch!

D'rum sendet flugs die Schlüssel
Und öffnet euren Schatz,
So findet bei der Schüssel
Das Brod den rechten Platz!"

Ein Gedicht „die Engelskirche auf Anatolikon," berichtet das sonderbare Ereigniß aus dem griechischen Befreiungskriege, daß bei Belagerung der genannten Stadt durch die Türken eine in die Kirche fallende Kanonenkugel zur Entdeckung einer Quelle Veranlassung wurde, der einzigen in der ganzen Stadt, die bei dem vollständigen Wassermangel ohne dieses glückliche Ereigniß sich den Türken hätte ergeben müssen. Der Dichter nimmt einen edlen Antheil an dem Geschick der Stadt — dies Gedicht gehört, obschon es in etwas abweichender Form gedichtet ist, zu seinen besten.

Ein folgendes Gedicht „Herzog Alba" hat einen durchaus unpoetischen Inhalt und gehört auch der Form nach zu den schwächsten Gedichten der ganzen Sammlung. Da der Inhalt desselben, daß der Herzog Alba zu Ende seines Lebens in tödlicher Krankheit Muttermilch trinken soll, damit die Prophezeihung eines vor Jahren auf seinen Befehl hingerichteten jungen Weibes erfüllt sieht und

in Wahnsinn stirbt — ob dieser Inhalt auf historischem Factum beruht, wissen wir nicht, poetisch schön können wir ihn keinenfalls finden, und daß auch die Form ziemlich nachlässig behandelt ist, dafür mögen nur folgende zwei Verse zeugen:

Sein Haupt liegt auf dem Kissen,
Er lechzt nicht mehr nach Blut,
Das neckende Gewissen
Ist all sein Hab' und Gut.

Drum klammert er sich zagend
Ans kahle Leben an,
Mit Blicken ängstlich fragend,
Ob Niemand fristen kann. —

Unter den folgenden Gedichten zeichnet sich „Soldatenrache" durch leichte, gefällige Form und einen werthvollen Inhalt aus — auch die poetische Verherrlichung des Schlößchens Lichtenstein hat uns sehr wohl gefallen.

Unter den folgenden finden wir die Romanzen von Robert dem Teufel, deren wir schon oben erwähnten. Ihnen schließt sich die Legende von den heiligen drei Königen an, diesen eine geschichtliche Sage, die Kammerboten in Schwaben; dieser endlich das große Gedicht:

der Appenzeller Krieg. Es ist dies eine der werthvollsten Gaben der ganzen Sammlung, beinahe durchgängig voll spannenden Inhalts bei schöner Form.

Wir gehen zu Gustav Schwabs bedeutendsten in Prosa geschriebenen Werke, zu seiner Biographie Friedrich Schillers über. Sie erschien im Jahre 1840 in Verlag von S. G. Liesching in Stuttgart, und wurde zunächst, wie der Verfasser selbst in der Vorrede sagt, veranlaßt durch seine Betheiligung an der Enthüllung von Schillers Standbild in Stuttgart. Wie wir bereits erwähnten, schrieb der Verfasser dieses Buch in Gomaringen, und zwar in einer sehr kurzen Zeit. Trotzdem ist die ganze Arbeit eine vorzügliche zu nennen, von allen Biographien oder mehr oder minder biographischen Werken über unsern großen Dichter das beste, das begreiflichste. Eine Biographie Schillers zu schreiben ist keine leichte Aufgabe; es kann sich dabei weit weniger darum handeln, ein gelehrtes Werk für einen verhältnißmäßig kleinen Kreis von Lesern zu schreiben — eine solche Biographie muß vielmehr vermöge ihres innern wie äußern Wesens von all denen gelesen, verstanden und mit Freude und Begier empfangen werden können, denen Schillers eigene Werke selbst heilig und verständlich sind. Diese Biographie Schillers, gleichfalls von einem Dichter und einem Landsmann des großen Todten geschrieben, erfüllt mehr als die übrigen die von uns für nothwendig ge-

haltene Bedingung, obschon sie noch immer übertroffen werden kann. Allerdings hat Schwab in seinem Buche überwiegend den Menschen Schiller im Auge, und nicht den Dichter und Schriftsteller ganz allein, wie dies bei vielen andern hierher gehörenden Schriften der Fall ist — aber noch immer finden wir bei Schwab zu viel philosophisches Beiwerk sowie nicht minder eine zu detaillirte Auseinandersetzung dieser und jener zumeist unwesentlicher Dinge, bei denen er mit unnöthiger Gewissenhaftigkeit verschiedene Urtheile verschiedener Leute wiedergiebt, so daß das Buch dadurch eine unbequeme Ausdehnung erhalten müßte, wie es denn nicht weniger als funfzig Druckbogen zählt. Eine Biographie Schillers, welche Gemeingut Aller werden soll und werden muß, darf weder mit solchen umfangreichen und unnützen Nebendingen gefüllt, noch überhaupt so umfangreich sein. Je detaillirter z. B. ein Kunstwerk vom Künstler gemalt wird, je weniger stark ist der allgemeine Effect — man vertieft sich in die einzelnen Parthien und hat keinen Genuß vom Ganzen, der doch die Hauptsache ist. Um in Bezug auf Schwabs Buch nur eines anzuführen, erwähnen wir den durchaus verunglückten etymologischen Versuch, den Namen Schiller von einer Weinsorte herzuleiten, welchen der Verfasser in der am Schluß des Buches geschriebenen Vorrede selbst widerrufen muß. Wir wollen uns mit dieser einen Andeutung begnügen,

und stellen nochmals als wahrscheinlich richtig hin, daß all solch Beiwerk den Leser nur unnöthig von den Hauptsachen selbst abwendet.

Das Buch ist in drei Abtheilungen getheilt, deren erste bis zum Jahre 1785 reicht, in welchem Jahre Schiller Mannheim verließ. Die zweite Periode reicht bis zum Jahre 1794, bis zur Rückkehr des Dichters nach Jena von der Heimathreise nach Schwaben. Die dritte Periode reicht bis zu dem frühen Tode des Dichters, bis zum Jahre 1805.

So lange wir nicht eine Biographie Schillers besitzen, welche die von uns oben kurz angegebenen Bedingungen vollständig erfüllt, wollen wir das Buch Schwabs als die beste der vorhandenen Biographien allgemein warm empfehlen. Daß dasselbe diese Empfehlung verdient, dafür wollen wir aus dem Buche selbst Zeugniß schöpfen, indem wir als Proben ein Paar Abschnitte daraus hier mittheilen. Wir haben dazu aus jedem der drei Abtheilungen des Buches einen kurzen Abschnitt gewählt aus der ersten das Capitel „Schiller in der Carlsakademie zu Stuttgart" aus der zweiten „Die Professur in Jena. Verlobung, Heirath;" aus der dritten „Der Wallenstein. Aufführung des Lagers. Aufführung der Piccolomini. Wallensteins Tod."

Diese Proben folgen hier und mögen unsere Behauptung von der Trefflichkeit des Buches unterstützen.

Schiller in der Carlsakademie zu Stuttgart.

Der Herzog Carl von Württemberg, ein Herr von ausgezeichnetem Geiste, raschem Urtheil, umfassendem Gedächtnisse, lebhafter und unsteter Einbildungskraft, einem starken Willen im Dienste der Leidenschaft und einer lang ungebändigten Sinnlichkeit hatte, nachdem er Jugend und Mannesalter an Glanz und Genuß aller Art verschwendet, aus großer Liebe zu wissenschaftlicher Bildung, deren Mangel er an sich mit unbestimmter Pein zu empfinden schien, dem Streben seines rastlosen Geistes in reiferen Jahren ein edleres Ziel gesteckt. „Ermüdet von Sinnenlust, Kunstgenüssen des Auslandes, und den phantastischen Einfällen, die eine übertriebene Liebe zum Luxus eingab, suchte er an der Seite einer guten, deutschen Frau (der Gräfin Franzisca von Hohenheim, die er später zu seiner rechtmäßigen Gemahlin erhob) in der Gründung einer idealischen Landwirthschaft, in der Förderung aller Zweige des Wissens, auch durch Errichtung eines Erziehungsinstituts Beschäftigung, die der Innerlichkeit des Lebens, zu der das herannahende Alter drängt, zusagte.“ Die Carlsakademie, die aus diesem Triebe nach edlerem Ruhme hervorging, hatte übrigens auf dem Lustschlosse Solitude im J. 1770 einen nur geringen Anfang genommen, als militärisches Waisenhaus für vierzehn Soldatenkinder, die im Tanz, Gesang und andern Künsten unterrichtet wurden, um

dereinst den Freuden des damals noch üppigen und prachtvollen Hofes zu dienen. Aber schon nach einem Jahr, als die Zahl der Zöglinge sich schnell vermehrt hatte, wurde sie zur „militärischen Pflanzschule" erhoben, und jetzt auch schon den Ausländern geöffnet. Der Kreis der Lehrgegenstände erweiterte sich mit der Begeisterung des Herzogs für sein Werk: Mathematik, Geschichte und Erdkunde, Religion, Latein und Mythologie wurden von einem vermehrten Lehrerpersonal vorgetragen; doch waren die Lehrfächer anfangs noch nicht streng fixirt. Die Zöglinge selbst waren in zwei Klassen oder vielmehr Kasten getheilt: Kavaliers oder Offizierssöhne, und gemeine Eleven, meist Soldatenkinder, doch auch hier und da der „Sohn eines rechtschaffenen Bürgers" aus den Haupt- und Landstädten. Die erste Klasse war vorläufig für das Militär bestimmt, der größte Theil der Eleven, den Künsten, der Malerei, Bildhauerei, Architektur, Stukkatur, Musik, Gärtnerei, aber auch den Handwerken gewidmet, denn es gab selbst eine Abtheilung von Schneidern und Schustern. In den Unterrichtsstunden bestanden vier Abtheilungen. Für den Ehrgeiz der Zöglinge wurde durch Preismedaillen und einen, später gedoppelten, Orden, für Zucht und Ordnung durch ein streng militärisches Regiment gesorgt. Die Offizierssöhne trugen hellblaue kommistüchene Westen mit Ermeln, Kragen- und Ermelaufschlag von schwarzem Plüsch, Beinkleider

von weißem Tuch, einen kleinen Hut, zwei Papilloten an jeder Seite, ohne Puder, dazu lange, falsche Zöpfe nach bestimmtem Maße. Der Paradeanzug hatte mehrere Abstufungen und zum größten Putze trug alles Uniformen. Der Werth, welcher auf diesen Schmuck vom Herzoge selbst gelegt wurde, wird durch sein Urtheil über einen Zögling bezeichnet, das, freilich nur von einem Spaßvogel dem fürstlichen Gründer in den Mund gelegt, lautete: „Ich sag', der N. N. ist der beste Zögling der Anstalt, sowohl in der Vergette, als in der Conduite." Oberaufseher und Aufseher, aus der Zahl der Sergeanten, waren, was pedantische Aufsicht betrifft, exemplarische Männer, und der oberste unter ihnen, mit Namen Nies, von Schiller oft genannt, führte das Kommando mit einer Betriebsamkeit und einem Kleinlichkeitsgeiste, daß man in seiner Nähe kaum athmete. Harte Strafen züchtigten Nachlässige und Widerspenstige; und einmal wollten verstockte Zöglinge bei'm Befehle körperlicher Züchtigung das Schreckenswort vernommen haben: „bis Blut kommt!"

Von dieser Strenge hörte indessen Vieles auf, als das Institut unter dem Namen „Militärsakademie" im J. 1774 eine höhere Richtung erhielt, Offiziere vorgesetzt, Professoren angestellt, Fakultätsfächer und Lehrstunden bestimmt wurden. Einen höheren Schwung nahm vollends die Anstalt, als sie gegen Ende des J. 1775 nach

Stuttgart in die schönen Gebäude hinter dem Schlosse verlegt wurde, die noch ihren Namen tragen. Allmählig waren jetzt regelmäßige Kurse in der Rechtswissenschaft und Arzneikunde, dann ein umfassenderer Vortrag in der Religionslehre, und von den Künsten die Kupferstecherkunst mit gründlichem Unterrichte hinzugekommen. Auch wurden Fremde und Einheimische gegen ein Kostgeld aufgenommen, und jetzt wurde die Anstalt nicht nur von Stadtstudierenden zahlreich besucht, sondern auch aus allen Weltgegenden strömten Jünglinge zu ihr, um in der mit Lehrern trefflich besetzten, berühmten Akademie sich zu bilden. Deutsche aller Stämme, Franzosen, Schweizer, Russen, Polen, Engländer, Italiener, Dänen, Schweden, Holländer, West- und Ostindier fanden sich an diesem Heerde der Kultur zusammen. Der Gründer erhielt die Anstalt aus eigenen Mitteln, durch seine Aufsicht, seine täglichen Besuche, seine Theilnahme an den Unterrichtsstunden als Zuhörer und Frager, seine Leutseligkeit und Strenge in Belohnungen und Strafen. Er liebte die Zöglinge so herzlich, daß, nach der Versicherung eines noch lebenden Augenzeugen, die herzogliche Kutsche, in welcher Carl selbst mit seiner Franzisca fuhr, sich nicht selten von innen und außen mit Eleven bepackt von der Solitude nach Stuttgart schleppte. Aber die ernste, militärische Zucht dauerte fort. Subordination war das Grundgesetz des Instituts, der Stock, die

Degenklinge und die Trommel beinahe die einzigen äußerlichen Aufforderungsmittel zu den Studien. In Parade ward in die Unterrichtsstunden gezogen, in Parade zum Mahl, in Parade zu Bette, zusammen taktmäßig und steif traten die Jünglinge in die Lehrzimmer, das Commandowort: Marsch, halt, links um, schwenkt euch! rief sie zu der Beschäftigung mit den Wissenschaften. Die strengste Verläugnung ihrer Individualität, die Erstickung der hervorstechendsten', wenn nicht zu dem ganz auf's praktische Leben angelegten Erziehungsplane passenden Talente, die Gefangennehmung des eigenen selbstständigen Sinnes und die gänzliche Unterwerfung des Willens unter den des Stifters wurde von den Zöglingen verlangt und im Durchschnitt auch geleistet. „Alles, was wir sind, alles, was wir werden, ist das erhabene Werk euer Herzoglichen Durchlaucht," sprach, schon in Gegenwart Schillers am dritten Stiftungstage der militärischen Pflanzschule in öffentlicher Rede ein „junger, gelehrter und liebenswürdiger Kavalier," der jedoch das, was er seitdem geworden, nicht ganz auf seines Herzogs Rechnung, ohne eigene Imputation, zu schieben hatte.

Wie diese berühmte Anstalt eine Frucht der Begeisterung und Pedanterei in seltsamer Mischung war, so trug sie auch gemischte Früchte. Große Künstler, Gelehrte, Krieger, Geschäftsmänner, ja einige der ersten

Köpfe Europa's *) wurden in ihr gebildet, aber auch verdorbene Halbgenie's, frivole Freigeister, kleinliche Tyrannen. Gründliche Wissenschaftlichkeit und leichte Aufklärung, edle Thätigkeit und unruhige Gewaltthätigkeit, selbstbewußte Kraft und eitle Selbstüberschätzung verbreiteten sich mit ihren Zöglingen in einem Doppelstrome befruchtend und verderbend über das Land, in dessen Schoße sie entstanden war, und wohl auch über dasselbe hinaus.

Während die Carlsakademie, später von Kaiser Joseph zur hohen Schule erhoben, im Farbenglanze der Uniformen blühte, schlich der verlebte Geist früherer Jahrhunderte in dickem Blute langsam durch die Adern der alten Erziehungsinstitute des Landes, und wie dort der Corporalsstock hinter den Coulissen regierte, so bewegte sich in den Klosterschulen und dem theologischen Stifte zu Tübingen die schwarze Kutte und der geistliche Talar nach der schwerfälligen Mönchsregel. Dennoch war dieser verjährte Zwang nicht so lästig und hemmend für den aufstrebenden Geist, als jener moderne illustrirte Despotismus. In den alten Gelehrtenschulen Württembergs verfolgte er den Jüngling nur in die öffentlichen Gebetsstunden, in die Collegien und etwa zu Tische. Am Arbeitspulte war dieser so ziemlich Herr über seine Ge-

*) Außer Schiller: Cuvier und Kielmeyer.

danken, und der freien Entfaltung seiner Naturanlagen war nicht dieselbe Zwangsjacke angelegt wie dem Körper.

Es ist erlaubt zu fragen, was aus Schiller geworden wäre, was die Welt mit diesem hochbegabten Geist empfangen hätte, wenn er, seiner früheren Neigung entsprechend, nicht in der Carlsakademie, sondern in den württembergischen Klöstern seine erste wissenschaftliche Bildung empfangen hätte. Einer seiner Jugendfreunde zweifelt nicht, daß unser Dichter, wenn er nicht zum Erlernen von Wissenschaften genöthigt worden wäre, für die er entweder gar keinen Sinn hatte, oder denen er nur durch die größte Selbstüberwindung einigen Geschmack abgewinnen konnte, sich zu einem Theologen gebildet haben würde, der durch bildreiche Beredsamkeit, und durch richtige Anwendung einer tiefen Philosophie auf die Religion Epoche gemacht hätte. Wir können so bescheidene Erwartungen, welche den Genius auf die Kanzel und den theologischen Lehrstuhl beschränken wollten, keineswegs theilen. Vielmehr glauben wir, daß auch in dieser Laufbahn sich Schiller nicht mit der Anpassung seines Geistes ans Gegebene und Positive, oder gar mit der rhetorischen Form begnügt hätte, sondern daß er in der Wissenschaft, wie er es in der Poesie gethan hat, auf ungewohnten Bahnen der höchsten Wahrheit zustrebend, als Denker dasselbe geworden wäre, was er als Dichter geworden ist: der Mitschöpfer einer neuen Pe=

riode. Gewiß ist, daß er dem Studium der Kantischen Philosophie um ein Jahrzehend früher auf diesem Wege zugeführt worden wäre, und wer weiß, ob nicht sein tiefsinniger Geist, ohne Störung und Versuchung in stillen Klostermauern Jahre lang auf das höchste Objekt des Wissens geheftet, einem Schellung und Hegel, welche dieselbe Laufbahn zehn oder funfzehn Jahre später betraten, die Palme vorweggenommen hätte.

Aber nicht aufs Erkennen allein, aufs Schaffen war unser großer Landsmann vom Lenker der menschlichen Geschicke angewiesen, und nicht zum Gründer einer philosophischen Schule sollte ihn die einsame Zelle, sondern zum ersten dramatischen Dichter der neuern Zeit eine zwar widerliche und harte, aber lebendiger Anschauungen volle Schule, und darin Pein, Irrthum, Zweifel, Leidenschaft mit ihren Verirrungen und endlich die Flucht ins Leben hinaus, und ein heißer Kampf mit der Außenwelt bilden.

Der Herzog Carl von Würtiemberg, in der Schöpfung seiner militärischen Pflanzschule begriffen, ließ, um die fähigsten jungen Leute kennen zu lernen, von Zeit zu Zeit bei den Lehrern Umfrage halten, und so wurde ihm denn in Ludwigsburg unter andern vorzüglichen Schülern auch der Sohn seines Dieners Schiller genannt. Sogleich erging er an den Vater der Antrag des Herzogs, den Knaben in die Pflanzschule aufnehmen und dort auf fürstliche Kosten erziehen lassen zu wollen. In

der Schiller'schen Familie verursachte dieses großmüthige Anerbieten die größte Bestürzung, denn Vater und Mutter waren dem Lieblingsplane des Sohnes, sich dem geistlichen Stande zu widmen, keineswegs abhold gewesen, und namentlich hatte die sanftere Mutter sehnlich gewünscht, den geliebten, einzigen Sohn auf dem sittlich gefahrloseren Pfade der vaterländisch theologischen Bildung ruhig fortschreiten zu sehen. Der Vater wagte daher eine freimüthige Vorstellung an den Herzog, des Inhalts, daß der Knabe schon alle Vorbereitungsstudien zum geistlichen Stande gemacht habe, und der Herzog schien zufrieden gestellt: bald aber wiederholte sich sein Begehren zweimal hinter einander, die Wahl des Studiums wurde dem Sohne freigestellt, eine bessere Versorgung als es im geistlichen Stande möglich wäre, versprochen.

Der Ausspruch des Gebieters, des Wohltäters der Familie konnte nicht mehr überhört werden, und mit mißmuthigem Herzen wanderte der noch nicht vierzehnjährige Jüngling Mitte Januars 1773 mit 43 Kreuzern in der Tasche und „funfzehn Stück unterschiedlichen lateinischen Büchern" im Ranzen aus dem Vaterhaus in die Pflanzschule, und wählte hier das Studium der Rechtswissenschaft, weil es, nach der Meinung der Eltern, die beste Versorgung versprach.

Die erste Nachricht, wie es dem Knaben in den neuen

Fesseln behagte, erhalten wir aus seinem eigenen Munde. „Lieber Carl!“ so schrieb Schiller ein halbes Jahr nach seiner Aufnahme an seinen Jugendfreund Moser, der damals in Ludwigsburg lebte, am 12. Juli 1773, „komm selbst, sieh, prüfe und urtheile! dein Friedrich ist sich nie selbst überlassen; den Einmal festgesetzten Unterricht muß er anhören, prüfen und repetiren, und Briefe an Freunde zu schreiben steht nicht in unserem Schulreglement. Sähest du mich, wie ich neben mir Kirsch's Lexikon liegen habe und vor mir das dir bestimmte Blatt beschreibe, du würdest auf den ersten Blick den ängstlichsten Briefsteller entdecken, der für dieses geliebte Blatt eventualiter einen niegesehenen Schlupfwinkel in einem geistesarmen Wörterbuche sucht.“ Außerdem berichten uns zwei akademische Jugendgenossen über Schillers Eintritt und anfänglichen Aufenthalt in dieser Anstalt, in welcher er, als nicht Sohn eines aktiven Officiers, nicht unter den Kavalieren, sondern unter den Eleven seinen Platz nahm. Der eine, der nachmalige Generallieutnant von Scharffenstein, ein geborner Elsäßer, schildert uns die komische Gestalt, welche der neue Ankömmling in der ordonnanzmäßigen Kleidung des Instituts machte: „lang für sein Alter, Beine beinahe mit den Schenkeln von einem Kaliber, sehr langhalsig, blaß, mit kleinen rothumgrenzten Augen, nicht der reinlichste in seiner Toilette, — ein ungeleckter Kopf voll Papilloten mit einem enormen

Zopf" — so wird uns Schiller von dem überrheinischen Kameraden gezeichnet.

Der andere, von Hoven, schon von Ludwigsburg her sein Gespiele, erzählt uns, wie der junge Zögling in den gelehrten Sprachen, in welchen er schon zu Ludwigsburg einen sehr guten Grund gelegt, bedeutende Fortschritte machte; wie denn auch bei der Preisvertheilung am 14. Dezember 1773, welche in Gegenwart des Herzogs vorgenommen wurde, mit dem ersten Preis in der griechischen Sprache „Johann Christoph Friedrich Schiller von Marbach" in den Listen aufgezählt wurde und dort noch zu finden ist. Französische Schriftsteller lernte er bald ohne Schwierigkeit lesen, in der Geographie, Geschichte, Mathematik machte er ebenfalls gute Fortschritte, und das Studium der Philosophie, zog ihn gleich anfangs mächtig an. Nur mit der Rechtswissenschaft, die er mit dem Jahr 1774 (also im funfzehnten Lebensjahre!) zu studieren anfing, wollte es ihm nicht gelingen, er blieb hinter seinen Mitschülern zurück und wurde von den Lehrern für talentlos gehalten. Nur der Scharfblick des Herzogs sah richtiger und urtheilte einst über den im Examen Stockenden: „laßt mir Diesen nur gewähren; aus Dem wird etwas!"

Schiller selbst hatte das Gefühl, daß er auf diesem Wege nicht vorwärts kommen könne. „Daß du eher zum

Zweck kommen würdest, als ich," schrieb er an seinen Freund Moser (18. Oktbr. 1774) „ahnete ich jetzt erst, als ich durch Erfahrung einsehen lernte, daß dir, einem freien Menschen, ein freies Feld der Wissenschaften geöffnet war. Dem Himmel sei es gedankt, daß in unsern Kriminalgesetzbüchern nicht auch, neben der Strafe des Felddiebstahls, eine Pön auf Diebstahl in entlegenen wissenschaftlichen Feldern gesetzt, denn sonst würde ich Armer, der ganz heterogene Wissenschaften treibt und im Garten der Pieriden manche verbotene Frucht naschet, längst mit Pranger und Halseisen belohnt worden sein." Je drückender ihm die Sklaverei erschien, desto trotziger gebärdete sich sein jugendlicher Geist. „Du wähnst," heißt es in einem Briefe an denselben Freund vom 20. Februar 1775, „ich soll mich gefangen geben dem albernen, obgleich im Sinne der Inspektoren ehrwürdigen Schlendriane? So lange, wie mein Geist sich frei erheben kann, wird er sich in keine Fesseln schmiegen. Dem freien Mann ist schon der Anblick der Sklaverei verhaßt — und er sollte die Fesseln duldend betrachten, die man ihm schmiedet? O Carl, wir haben eine ganz andere Welt in unserem Herzen, als die wirkliche ist; — wir kannten nur Ideale, nicht das, was wirklich ist. Empörend kommt es mir oft vor, wenn ich da einer Strafe entgegengehen soll, wo mein inneres Bewußtsein für die Rechtlichkeit meiner Handlungen spricht.

— Die Lektüre einiger Schriften von Voltaire hat mir gestern noch sehr vielen Verdruß verursacht."

Daß die Erzieher und Lehrer Voltaire's Schriften nicht gern in den Händen des sechzehnjährigen Knaben sahen, war nun eben keine Probe von Tyrannei. Andrerseits würde diesem Unrecht geschehen sein, wenn man ihn darum auf dem Wege des Unglaubens und Leichtsinns hätte sehen wollen. Vielmehr war Schiller bis jetzt noch frommen Regungen ganz hingegeben, oft mit Gebet beschäftigt, theilnehmend an Andachtsstunden der Stillen, mit Sehnsucht dem verlassenen Studium der Theologie zugekehrt, und auf sein Inneres mit jenem ernsten Blicke gerichtet, den er im spätern Denken und Dichten auf die ganze Welt warf. In der Selbstschilderung, zu welcher ihm im Jahr 1774 der Herzog Veranlassung gab, als er den Zöglingen Schilderungen von sich und allen Genossen ihrer Abtheilung zur Aufgabe machte, gestand er ein, „daß er in manchen Stücken noch fehle, daß er eigensinnig, hitzig, ungeduldig sei;" er schrieb sich aber auch getrost wiederum „ein aufrichtiges, treues, gutes Herz zu," und erklärte, daß er sich weit glücklicher schätzen würde, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte." Über Kameraden ließ er sich nur da hart aus, wo er „Ehrerbietung gegen Vorgesetzte an Niederträchtigkeit grenzen" sah. Die bessern von diesen schilderten ihn bei dieser Gelegenheit

als „lebhaft, lustig, voll Einbildungskraft und Verstand;“ wieder als „bescheiden, schüchtern und mehr in sich vergnügt als äußerlich.“ Den einen fiel auf, daß er beständig Gedichte lese, andere ahnen schon, daß seine eigene Neigung auf Poesie und zwar auf tragische gehe. Wieder einer giebt ihm das launige Zeugniß, daß er gewiß „ein guter Christ, aber nicht sehr reinlich sei.“

Die Professur in Jena. Verlobung. Heirath.

Schon in Rudolstadt im Freundesumgange, war unter den verschiedenen Zukunftsplanen Schillers auch eine Professur der Geschichte zur Sprache gekommen; sie paßte zu seinen schriftstellerischen Arbeiten (seine Geschichte des Abfalls der Niederlande war im Erscheinen) wie zu seinen Vorsätzen, und die äußern Umstände waren der Aussicht, eine solche zu erhalten, nicht ungünstig. Jetzt führte der Abgang Eichhorns von Jena nach Göttingen die Möglichkeit näher herbei, und Schiller gab (28 Dec.) seinen Freundinnen eine Nachricht, welche leider eine seiner schönsten Hoffnungen, die Rückkehr zu ihnen, für eine Zeit lang zu Grunde richten sollte. „So sehr es im

Ganzen mit meinen Wünschen übereinstimmt, so wenig bin ich von der Geschwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird. Ich selbst habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber übertölpeln lassen; und jetzt, da es zu spät ist, möchte ich nicht gerne zurücktreten. Man hatte mich vorher sondirt, und gleich den Tag darauf wurde es an unsern Herzog nach Gotha geschrieben, der es an dem dortigen Hofe gleich einleitete. Jetzt liegt es schon in Koburg, Meiningen und Hildburghausen, und ist vielleicht in drei Wochen entschieden.“ Schon vor einigen Tagen hatte ihm der nachmalige Geheimerath von Voigt die schriftliche Erklärung der Regierung mitgetheilt, daß Schiller seine Einrichtung machen möchte, weil alles so gut als im Reinen sey. „Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin; mein schöner künftiger Sommer ist auch fort; und dieß Alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen!.... Ich rechne darauf, daß Sie mir in diesem Sommer eine himmlische Erscheinung in Jena seyn werden, weil ich das erste Jahr zu viel zu thun und zu lesen habe, um noch etwas Zeit für die Wünsche meines Herzens übrig zu behalten. Dafür verspreche ich, die folgenden Jahre Ihnen diesen Liebesdienst wett zu machen. Ist für mich nur erst ein Jahr überstanden, so liest sich alsdann im Schlafe, und ich habe meine Seele wieder frei.“

Göthe war in dieser Sache überaus gütig gewesen,

und zeigte viel Theilnahme an dem, wovon er glaubte, daß es zu Schillers Glück beitragen würde. Von Knebel, der unsern Dichter nicht sonderlich anzuziehen schien, meldet er, „daß derselbe vermuthlich just, als er es von Göthe erfuhr, in seiner theilnehmenden Laune gewesen;“— „denn ich höre, daß es ihn sehr freuen soll. Ob es mich glücklich macht, wird sich erst in ein paar Jahren ausweisen. Doch habe ich keine üblen Hoffnungen. Werden Sie mir nun auch gut bleiben, wenn ich ein so pedantischer Mensch werde, und am Joch des gemeinen Besten ziehe? Ich lobe mir doch die goldne Freiheit! In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte, als der Herr Professor. Indessen denke ich hier, wie Sancho Pansa über seine Statthalterschaft: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand; und habe ich erst meine Insel, so will ich sie regieren wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Collegen, den Professoren, zurecht komme, ist eine andere Frage.“ Doch — „mit den dortigen Menschen,“ schreibt Schiller am 4. Jan. 1789, „denke ich schon leidlich auszukommen. Eigentlich gerathe ich auch mit keinem in Collision, weil ich nicht hingehe um Geld zu verdienen, und höchstens zwei Collegien lese.“

Unter solchen Hoffnungen und Sorgen kam das Frühjahr heran, und im April schickte der Dichter den Schwe-

stern ein Exemplar von seinem philosophischen Doktordiplom, damit sie doch auch etwas zu lachen hätten, wenn sie ihn in einem so lateinischen Rocke erblickten. „Übrigens ist es ein theurer Spaß, denn er kostet mir 50 Thaler.“

In demselben Monate erschien Bürger auf einige Tage zu Weimar und Schiller war viel in seiner Gesellschaft. Sein erstes Urtheil über diesen Dichter ist nicht ohne Vorurtheil und legte, wie es scheint, den Grund zu seinem letzten. Er heißt ihn zwar einen geraden, guten Menschen, findet aber in seinem Äußern und in seinem Umgange nichts Anziehendes. Auch in dem letztern verliere sich, wie in seinen Gedichten, der Charakter der Popularität zuweilen ins Platte. „Das Feuer der Begeisterung scheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu seyn. Der Frühling seines Geistes ist vorüber, und es ist leider bekannt genug, daß Dichter am frühesten verblühen.“ Doch verschmähte unser Dichter nicht, einen kleinen Wettkampf mit Bürger einzugehen, dem wir die Übersetzung der Stücke aus Virgils Aeneide in freien Wielandischen Stanzen verdanken, und Bürgers Urtheil über Stolbergs Schwachsinnigkeit in Betreff der Götter Griechenlands acceptirte er mit Beifall. „Noch ein Fremder ist hier,“ fügt Schiller der Erzählung über Bürger hinzu, „aber ein unerträglicher, der Capellmeister Reichardt aus Ber-

lin. Er komponirte Göthens Claudine von Villabella und wohnt auch bei ihm. Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt, und ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen. Wie ich höre, muß man sehr gegen ihn mit Worten auf seiner Hut seyn."

Den letzten Brief an seine Freundinnen in Rudolstadt schrieb Schiller unter dem Rollen des Donners am 30. April; in der andern Woche reiste er ab mit schwerem Abschiede von den schönen, freundlichen Musen, denen er auf zwei oder drei Jahre, um sich seines Fachs zu bemächtigen, absterben zu müssen glaubte, und deren weiblich rachsüchtiges Gemüth — wie er scherzend sprach — ihm Sorgen machte.

Am 4. Mai hatte er schon eine Vorlesung in Jena gehalten. Sein Lehramt begann unter günstigen Auspizien; über vierhundert Zuhörer strömten herbei und machten ihm Muth; seine Stimme hielt sich gut und füllte den Hörsaal ohne Anstrengung aus. Die ersten Briefe athmeten Zufriedenheit mit der neuen Lage und die Freunde in Rudolstadt hatten alle Ursache, sich der Stellung des theuren Mannes im äußern Leben zu erfreuen. Auch die Anerkennungen von außen mußten ihn ermuthigen: Hufeland brachte ihm von einer großen Reise Empfehlungen aus Berlin, ja selbst von Kant aus Königsberg; Gedike „der Universitätsbereiser" gedachte sein; Engel schien ihm gewogener zu werden. — Mit dem

Grisbach'schen Hause kam er in genaue Verbindung. „Ich weiß nicht," schreibt er, „wodurch ich mir den alten Kirchenrath gewogen gemacht habe; aber er scheint es mit mir recht sehr gut zu meinen, und über wissenschaftliche Dinge spreche ich gerne mit ihm." In den Häusern von Schütz und Reinhold lebte er, was in Beziehung auf den letztern wie eine Ahnung klingt, „noch in den Flitterwochen, und ließ sich schöne Dinge sagen." Nur das Frauenzimmer zu Jena schien ihm wenig zu taugen; das hübscheste Gesicht auf einem Ball war auch das leerste und seelenloseste.

Im Ganzen fühlte Schiller sein Leben hier anfangs behaglicher als zu Weimar, das Gefühl zu Hause zu seyn machte ihm ein ungewohntes Vergnügen, und, weil zu einem Ganzen gehörend, hing er auch mit der umgebenden Welt mehr zusammen. Er las nur zweimal in der Woche, Dienstag und Mittwoch Abends von 6 bis 7 Uhr, in Griesbachs Auditorium, und gewann zur Vorbereitung und zu schriftstellerischer Arbeit fünf unentbehrliche Tage.

Im Julius sahen den Dichter die geliebten Freundinnen von Rudolstadt auf der Durchreise nach Lauchstädt eines Abends zu Jena in Griesbachs Garten. Aber es war für ihn nur ein Traum und kein ganz fröhlicher, denn nie hatte er der Schwester Carolinens so viel sagen wollen und weniger gesagt. Er schickte ihr deßwegen

nach Lauchstädt (24. Juli) eine unterdrückte Stelle seines Don Carlos nach:

— Schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Worte todte Elemente
Zersplittern muß, die Seele sich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erscheinen.
Den treuen Spiegel halte mir vor Augen.
Der meine Seele ganz empfängt, und ganz
Sie wiedergiebt: dann, dann hast du genug,
Das Räthsel meines Lebens aufzuklären!

Nach der Entfernung der Geliebten erschien ihm auch auf einmal sein Daseyn in Jena als ein freudenloses, zu dessen Ertragung unglaublich viel Muth gehörte: „Hier ist auch gar kein Mensch, an den ich mich als Freund anschließen könnte. Ich bin wie Einer, der an eine fremde Küste verschlagen worden und die Sprache des Landes nicht versteht. Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an einer beseelenden Berührung, und, durch keinen Gegenstand um mich her geübt, der mir theuer wäre, verzehrt sich mein Gefühl an wesenlosen Idealen."

Ein halbverabredeter Besuch Schillers in Lauchstädt, wohin die Schwestern eine Freundin zur Badekur begleitet hatten, fand unmittelbar nach Ankunft dieses Briefes Statt. Der Plan mit seinem Freunde Körner in Leipzig

zusammenzutreffen, gab den Schein der Absichtslosigkeit. Ohne Zweifel war Caroline v. Beulwitz der gute Genius, der wirksam war, den Augenblick herbeizuführen, der den liebenden Herzen das Geständniß ablockte. Ein langes, schmerzhaftes Stillschweigen brach endlich. Charlotte v. Lengefeld bekannte dem Dichter ihre Liebe und versprach ihm ihre Hand.

Der Schritt war ohne Wissen von Lottchens Mutter geschehen; um ihr nicht unnöthige Sorge zu machen, sollte sie es nicht eher erfahren, als bis ein kleiner, fixer Gehalt Schillers Existenz in Jena gesichert hätte; diesen aber erwarteten die Liebenden mit Zuversicht vom Herzoge von Weimar. „Meine Schwester," — so rechtfertigt Schillers Schwägerin den Schritt — „fühlte die Unmöglichkeit ohne Schiller zu leben. Einem andern Verhältniß, das sich ankündigte, war sie durchaus abgeneigt. Schillers ganzes Herz, alle seine Hoffnungen für das Leben hingen an dieser Aussicht. Bei unsern einfachen Gewohnheiten, entfernt von Ansprüchen an äußern Glanz, sah ich eine sorgenlose Zukunft für meine Schwester, und freute mich lebhaft der Hoffnung auf ein öfteres Zusammenleben mit meinem Freunde, in einem so nahen Verhältnisse."

Ein Ausflug nach Leipzig, um wirklich mit Schillers Freunde Körner zusammenzukommen, wurde von den Verlobten, mit der dritten im Bunde, Caroline v.

B., ausgeführt. Sie fühlten bei diesem flüchtigen Zusammenseyn, wie würdig dieser Mann war, des Dichters Freund zu seyn, und wurden auch ihm sehr werth.

Zu Leipzig scheint in Schillers Ohr die erste Kunde von den lauteren und erschütternden Ereignissen der französischen Revolution gedrungen zu seyn. Ein Bekannter las den Freunden mit Enthusiasmus den Sturm auf die Bastille vor. In jenem Augenblicke erschien „diese Zertrümmerung eines Monuments finstrer Despotie als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei;“ die Frauen überließen sich dem Ausdruck der Freude, und das eben geschlossene Herzensbündniß des Dichters schien ein Strahl der Morgenröthe zu erhellen, die, eine Sonne von Licht und Heil versprechend, wie auf die Beschwörungsformel Posa's, am Horizonte des Völkerlebens zu leuchten begann. Nur Schiller selbst blieb ernst, und seine Ansicht dieser Begebenheiten war freudlos und ahnungsvoll. Er hielt die Franzosen für kein Volk, dem ächt republikanische Gesinnungen eigen werden könnten, und auch später, wenn sich seine Freundinnen des Geistes und der schönen Reden der Nationalversammlung erfreuten, äußerte er, es sey unmöglich, daß von einer Gesellschaft von sechshundert Menschen etwas vernünftiges beschlossen werde.

Die Liebenden schieden unter Schillers Versprechen, die Ferien in Rudolstadt zubringen zu wollen. In den

glücklichen Briefen des Dichters an Charlotte herrscht jetzt das zutrauliche Du, und giebt ihnen eine Farbe wohlthuender Sicherheit. „In einer neuen, schönern Welt schwebt meine Seele," schreibt er (25. Aug.), „seitdem ich weiß, daß du mein bist, theure, liebe Lotte, seitdem du deine Seele mir entgegen trugst. Mit bangen Zweifeln ließest du mich ringen, und ich weiß nicht, welche seltsame Kälte ich oft in dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geständnisse in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Caroline, die meinem furchtsamen Geheimniß so schön entgegenkam. Ich habe dir unrecht gethan, theure Lotte. Die stille Ruhe deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben, das meine Wünsche von dir entfernen sollte. O du mußt sie mir noch erzählen, die Geschichte unserer werdenden Liebe. Aber aus deinem Munde will ich sie hören. Es war ein schneller und doch so sanfter Übergang!"

Lottchen sah, mit der Genügsamkeit weiblicher Seelen, ruhig der Zukunft entgegen; das aber vermochte der glühende Schiller nicht. In ungebornen Fernen blühten seine Freuden, die Gegenwart um ihn her war leer und traurig, und nur der glückliche Wahnsinn der Dichtkunst vermochte ihn ihr zu entreißen. Aber selbst die Liebe konnte aus der Seele des Dichters die Spekulation nicht verscheuchen, die ihm nicht selten, seit er

Kantianer geworden, selbst den Naturgenuß störte, obgleich „Lottchens Liebe, wie eine Glorie um ihn schwebend, wie ein schöner Duft ihm die ganze Natur überkleidet hat." „Ich komme von einem Spaziergange zurück," sagt er am Abend des 12. Septembers. „Nie hab' ich es noch so sehr empfunden, wie frei unsere Seele mit der ganzen Schöpfung schaltet — wie wenig sie doch für sich selbst zu geben im Stande ist, und Alles, Alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur." Wir wissen, wie stehend dieser Gedanke in Schillers Seele geworden ist. Dießmal aber entzückte er ihn, während er den Leser vielleicht niederschlägt; denn er sagte sich: „Wie oft ging mir die Sonne unter, und wie oft hat meine Phantasie ihr Sprache und Seele geliehen! aber nie, nie als jetzt hab' ich in ihr meine Liebe gelesen." Aber auch der Natur giebt er wieder ihre Ehre. „Bewundernswerth ist mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derselbe Feuerball hängt über uns — und er wird millionenfach verschieden gesehen von Millionen Geschöpfen, und von demselben Geschöpf wieder tausendfach anders. Er darf ruhen, weil der menschliche Geist sich statt seiner bewegt — und so liegt Alles in todter Ruhe um uns herum, und nichts lebt als unsere Seele. Und wie wohlthätig ist uns doch

wieder diese Identität, dieses gleichförmige Beharren in der Natur! Wenn uns Leidenschaft, innrer und äußrer Tumult lange genug hin und her geworfen, wenn wir uns selbst verloren haben, so finden wir sie immer als die nämliche wieder, und uns in ihr. Auf unsrer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unsers wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten giebt sie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und sie wieder fordern. — Unsre ganze Persönlichkeit haben wir ihr zu danken; denn würde sie morgen umgeschaffen vor uns stehen, so würden wir umsonst unser gestriges Selbst wieder suchen."

Wie wenig sentimental war die wahre Liebe in der starken Seele des Denkers und Dichters! Sie störte ihn nicht in den grübelnden Forschungen seines Idealismus; sie führte ihn nur noch tiefer hinein, und die Unterhaltung über die Resultate seiner Spekulation bietet er in den ersten Liebesbriefen vertrauensvoll der Braut statt Kuß und Umarmung!

Seine Vorlesungen aber durcheilte er auf den Fittigen der Liebe je näher es der Vakanz zuging. „Meine Studenten freuen sich ordentlich wie schnell es geht. Ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück. Morgen bin ich schon mit dem Alcibiades fertig, und es geht

mit schnellen Schritten dem Alexander zu, mit dem ich aufhöre."

Die Antrittsrede über das Studium der Universalgeschichte, womit Schiller seine historischen Vorlesungen in Jena eröffnet hatte, erschien im Novemberhefte des Deutschen Merkurs.

Die Ferien führten ihn endlich der heimlichen Braut in die Arme nach Rudolstadt; er bezog seine Wohnung in Volkstädt wieder, brachte Morgen und Nachmittage im Lengefeld'schen Hause zu, arbeitete an seinen Vorlesungen, an der Thalia, am Geisterseher, und durchschweifte in Erinnerung und Hoffnung die herbstliche Gegend, nicht selten von den Schwestern und ebenso oft von poetischen Stimmungen und Planen begleitet.

Das Ende Octobers rief ihn nach Jena zurück, und „Briefe, der Trost getrennter Liebe, flogen wieder hin und her." Sein Kopf war heiter; er spürte den Muth in sich um auszudauern. Aber allmählig fühlte er, in Beziehung auf die alles Andre verschlingende Hoffnung, auf seine Vereinigung mit Lotte, doch immer drückender das Aussichtslose seiner Lage. „Welcher böse Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden," ruft er der Geliebten am 10. Nov. 1789 zu; „ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren, mir heillose Bekanntschaften aufgebürdet, Verhältnisse, die

mir zuwider sind! Meine einzige Hoffnung ist auf den Coadjutor gesetzt. Versichert er bestimmt und nachdrücklich, daß er für mich handeln will, so lege ich bei dem nächsten Anlaß meine jenaische Professur nieder." Der Coadjutor, der berühmte Carl Theodor v. Dalberg, nachmals Primas und in der Napoleonischen Zeit Großherzog von Frankfurt, Bruder von Wolfgang Heribert, der edle Mäcen deutscher Talente, scheint damals nur erst unbestimmt von Schillers Unterstützung gesprochen zu haben. Schiller dachte darum auch daran, im Preußischen etwas anzuspinnen, oder nach Wien zu gehen, mit der Absicht, dort etwas durchzusetzen. „Wie traurig, daß man von Dingen außer sich abhängt! Wenn ich mir denke, daß wir an mehr als Einem Platze mit dem, was ich durch meine Schriftstellerei erwerbe, vortrefflich leben könnten!" Der Coadjutor, meint er, könnte ihm in Mannheim, bei der dortigen Akademie, oder in Heidelberg, ein Etablissement verschaffen. „In Mannheim," sagt er zu beiden Schwestern gewendet, „würde ich Sie auch recht gern sehen, es ist ein lieblicher Himmel und eine freundlichere Erde — die ich alsdann erst mit Freude betreten würde. Aber bei diesem Mannheim fällt mir ein, daß Sie mir doch manche Thorheit zu verzeihen haben, die ich zwar vor der Zeit, eh' wir uns kannten, beging, aber doch beging! Nicht ohne Beschämung würde

ich Sie auf dem Schauplatz herumwandeln sehen, wo ich als ein armer Thor, mit einer miserabeln Leidenschaft im Busen, herumgewandelt bin."

Das letzte Wort in dieser Stelle macht uns stutzen. Die ruhige Neigung zu Margaretha Schwan, die heiße, aber schuldlose Jugendliebe zu Lotte v. Wolzogen kann er doch nicht mit jenem ehrenrührigen Namen brandmarken. Welche Thorheiten hätte ihn auch diese oder jene Liebe begehen lassen? Offenbar spielt Schiller hier auf Verirrungen an, die uns unbekannt sind, die der Welt verschwiegen geblieben sind, und nur er selbst, der sittliche Mensch voll Wahrhaftigkeit, der Braut nicht verschweigen wollte.

An seinem Geburtstage, d. h. dem 10. November, wo er alles dieses schrieb, hatte er sein erstes Collegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten, was ihm „doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Mensch noch neu, und noch verlegner, als der junge Professor; er retirirte sich gleich wieder."

Jenem drohten nun auch gar Händel mit dem akademischen Senate. Schiller war, ohne allen Gehalt, nicht als Professor der Geschichte, sondern nur der Philosophie berufen, was er bisher nicht gewußt hatte. Man hätte meinen sollen, er sey implicite auch jenes gewesen. Aber der Titular des erstern Faches klagte, und der Pedell riß den Titel seiner Rede von dem Buchladen weg,

wo er angeschlagen war. „Welche Erbärmlichkeiten!“ ruft Schiller entrüstet; aber er war doch entschlossen, so lächerlich ihm dieß Verhältniß war, sich nicht zu viel geschehen zu lassen. Diese elende Zänkerei (die inzwischen beigelegt worden zu seyn scheint) verdarb dem Dichter Laune und Freude. Die stille, ruhige Seele seiner Braut wirkte übrigens wohlthätig auf die stürmischen und wechselnden Vorstellungen von seiner Lage; „ein Hauch der Liebe und Freude beschwichtigte überhaupt in seinem Gemüthe alle widrigen Gefühle bald,“ und er hoffte das beste auch für seine äußre Lage, von Lottchens und der Mutter Reise nach Weimar.

Der Herzog sagte auch wirklich einen Jahresgehalt von 200 Reichsthalern für eine außerordentliche Professur, so wie es die Umstände erlaubten, mit vieler Bereitwilligkeit und auf eine Weise, die den Dichter innig rührte, zu; und nun wandte sich Schiller mit einer edlen und offenen Erklärung an Frau v. Lengefeld, aus Jena vom 18. Dezember 1789, und legte das ganze Glück seines Lebens in ihre Hände. „Ich habe,“ sagt er, „nichts zu fürchten als die zärtliche Bekümmerniß der Mutter um das Glück ihrer Tochter; und glücklich wird sie durch mich seyn, wenn Liebe sie glücklich machen kann. Und daß dieses ist, habe ich in Lottchens Herzen gelesen.“

Bei dieser ganzen Verhandlung war eine edle Weimaranerin, Freundin beider Verlobten, Frau v. Stein,

hülfreich. Durch sie erfuhr die Mutter, daß der Coadjutor, gut machend, was sein Bruder an Schiller gesündigt hatte, dem Dichter, sobald er Churfürst würde, einen Gehalt von 4000 fl. zudachte und ihm den ganz freien Gebrauch seiner Zeit dabei überlassen wollte.

Die also beruhigte Mutter sagte ja, und der Vereinigung der Liebenden stand nichts mehr im Wege.

Die letzten Monate floßen dem Dichter in heiterer, hoffnungsvoller Sehnsucht dahin. Während des Weimarschen Aufenthaltes seiner Braut machte Schiller auch die erste, sogleich freundliche, doch vorerst nur vorübergehende Bekanntschaft Wilhelms v. Humboldt, an dessen zweite Begegnung im Jahr 1792 sich eins der innigsten Lebensverhältnisse knüpfte. Humboldt führte Caroline v. D. heim, die Freundin der Lengefeld'schen Schwestern, welche sie nach Lauchstädt ins Bad begleitet hatten. Auch diese Verbindung hatte sich in Weimar entschieden. Durch die neue Freundin hatte Schiller zuerst die große Zuneigung des Coadjutors zu ihm erfahren, auf welche wir ihn schon früher und jetzt am meisten bauen sehen. Schiller nennt sie Lottchens zweite Schwester.

Von literarischen Arbeiten legte unser Freund damals großes Gewicht auf die Abhandlungen vor den Memoiren über Völkerwanderung u. s. w., eine Arbeit, die ihm Anfangs nichts versprach, unter der Feder aber sich in einer glücklichen Stimmung des Geistes so veredelte, daß

er noch nichts von diesem Werthe gemacht, noch nie so viel Gehalt des Gedankens in einer so glücklichen Form vereinigt und nie dem Verstande so schön durch die Einbildungskraft geholfen zu haben glaubte.

Die Freunde waren in Hoffnung glückselig und dachten sich schon bei ihrem edeln Beschützer Karl v. Dalberg in der schönen Gegend von Mainz ein herrliches Leben. Wilhelm v. Humboldt wollte sich auch in der Nähe festsetzen und Caroline v. W. sich oft mit den Freunden in Besuchen vereinigen. Dalberg (kam er nach Weimar? war es in Erfurt?) hörte diesen Träumen oft lächelnd zu, dann sprach er mit verfinsterten Zügen: „Kinder, denkt euch nichts Gewisses! Ein Sturm kann das Alles umstürzen!" Der Staatsmann ahnte die Zerstörung des Friedens und seiner Aussichten.

In diesem Winter wurde Kotzebue's Menschenhaß und Reue als Neuigkeit zuerst in Weimar gegeben. Schiller kannte das große Publikum und prophezeite dem neuen Poeten viel Glück. Zu derselben Zeit lernten die Freundinnen in Weimar auch den liebenswürdigen Dichter Salis kennen, dessen Persönlichkeit ganz mit seiner Poesie im Einklang stand. So hat der Verfasser dieser Biographie den hohen Greis auch noch an seinem Lebensabende gefunden (im Herbst 1825), ernst, gefühlvoll und doch kräftig, keine Spur von jener weibischen Schwäche und Charakterlosigkeit, welche Göthen von den Empfind-

samen sagen machte, daß er nie etwas auf sie gehalten, und daß, kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen aus ihnen werden.

Salis brachte ein Schreiben Wolzogens aus Paris, das Schillers Ahnungen bestätigte. Die Greuelscenen hatten begonnen; die Freude der Schwestern über den Sturm der Bastille ward schrecklich niedergeschlagen, und sie mußten für die Existenz ihres Freundes zittern.

Was ihnen in der Nähe wehe that, war, daß noch immer kein Verhältniß zwischen Schiller und Göthe entstehen wollte, so wohlwollend der letztere in allen „realen" Beziehungen gegen jenen sich zeigte.

Göthe selbst hat sich lange Zeit nach Schillers Tode ohne Rückhalt über sein damaliges Verhältniß zu dem Dichter folgendermaßen ausgesprochen: „Nach meiner Rückkehr aus Italien, wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert, was während der Zeit in Deutschland vorgefallen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in großem Ansehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider solche, die mich äußerst anwiderten, ich nenne nur Heinses Ardinghello und Schillers Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm, dieser, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen,

von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte *). Beiden Männern von Talent verargte ich nicht, was sie unternommen und geleistet, denn der Mensch kann sich nicht versagen, nach seiner Art wirken zu wollen...; das Rumoren aber im Vaterlande dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erschreckte mich, denn ich glaubte all mein Bemühen eitel verloren zu sehen; die Gegenstände zu welchen, die Art und Weise, wie ich mich gebildet hatte, schienen mir beseitigt und gelähmt.... Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt. Moritz bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen. Ich vermid Schillern, der, sich in Weimar aufhaltend in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen; alle Versuche von Personen, die ihm und mir nahe standen, lehnte ich ab."

Sie kamen doch zusammen. Gut Ding brauchte lange Weile. —

---

*) Hiernach ist das frühere Citat aus dem Gedächtniß zu berichtigen.

Das neue Jahr, das dem Bräutigam den Hofraths=titel aus Meiningen brachte, war erschienen, und am 20. Februar 1790 wurde Schiller ganz in der Stille mit Charlotte v. Lengefeld in der Kirche von Wenigenjena durch den Pastor Schmidt getraut. Die Mutter war von Rudolstadt gekommen und freute sich des Glückes ihrer Kinder von ganzer Seele. Ehe Schiller kopulirt wurde, fragte ihn der Prediger, welches Formular er bei der Trauung gebrauchen sollte. „Das alte, das gewöhnliche" — erwiederte der Dichter — „mit dem Kraut und den Disteln auf dem Felde. Meine Schwiegermutter wird dabei seyn, und der ist unstreitig das alte Formular das liebste." Gewiß versteckte sich hinter diese zarte Aufmerksamkeit das eigene Gefühl des Dichters, das in einem der heiligsten Augenblicke des Lebens über alle Erwerbnisse der Philosophie den Sieg davon trug, und in Einfalt sich zum Glauben der Väter flüchtete. —

In dem Augenblicke, wo Schiller mit seiner Braut an den Altar tritt, vergegenwärtigen wir uns seine Gestalt, geleitet von der vertrauten Freundin, welche die Promnestria dieses Bundes war und dem geliebten Schwager auch damals zur Seite stand. Sie schildert ihn am Schlusse ihrer Biographie in folgenden Worten:

„Schillers große, in richtigem Verhältniß gebaute Gestalt, mit etwas militärischer Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben war, gab seiner Erscheinung et=

was Edles, dem selbst die Schüchternheit wohl anstand. Der wohl gerundete Kopf ruhte auf einem schlanken, etwas starken Halse; die hohe, weite Stirn trug das Gepräge des Genius; zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust; der Leib war schmal, und Füße und Arme standen zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seine Hände waren mehr stark als schön und ihr Spiel mehr energisch als graziös. Die Farbe seiner Augen war unentschieden zwischen blau und lichtbraun. Der Blick unter dem hervorstehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich starken Augenbraunen, warf nur selten und im Gespräche belebt, Lichtfunken; sonst schien er, in ruhigem Schauen, mehr ins eigne Innre gekehrt, als auf die äußern Gegenstände gerichtet, doch drang er, wenn er auf andre fiel, tief ins Herz. Seine Nase war gebogen und ziemlich groß, ein etwas unsanfter Übergang an der Spitze sichtbar; sein Haar, lang und fein, fiel ins Röthliche; die Hautfarbe war weiß, das Roth der Wangen zart. Er erröthe leicht; das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war sehr anmuthig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein Kindliches. Schillers Stimme war nicht hell noch vollklingend, doch ergriff sie, wenn

er selbst gerührt war oder überzeugen wollte. Etwas vom schwäbischen Dialekt hat er immer beibehalten. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachläßiges, aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt fester. Seine Kleider waren einfach, aber gewählt, besonders viel hielt er auf seine Wäsche. Aller Cynismus in Kleidung und Umgebung war ihm, seit er, was frühe geschah, auf sich zu achten anfing, zuwider."

Der Wallenstein.

Wir haben gesehen, daß Schiller die erste Anlage zu dieser Tragödie schon im Jahr 1793 mit nach Schwaben genommen und einen Anfang derselben im Frühjahr 1794 nach Jena zurückgebracht hatte. Seitdem ruhte der Stoff, selbst unter den großen Unterbrechungen, die seinen ganzen Fleiß, die ganze Thätigkeit seines Geistes und selbst oft seine ganze Begeisterung in Anspruch nahmen, nie völlig in seiner Künstlerseele, welche sich endlich ganz in ihn ergießen sollte. Doch stritten sich, wie es scheint, noch im Jahr 1795 die "Maltheser" um die

Priorität in seinem Geiste, bis im Beginne des folgenden Jahres sein Entschluß sich für den Wallenstein entschied. „Ich habe,“ sagt er zu Göthe (18. März 1796), „an meinen Wallenstein gedacht, sonst aber nichts gearbeitet. Die Zurüstungen zu einem so verwickelten Ganzen, wie ein Drama ist, setzen das Gemüth doch in eine gar sonderbare Bewegung. Schon die allererste Operation, eine gewisse Methode für das Geschäft zu suchen, um nicht zwecklos herumzutappen, ist keine Kleinigkeit. Jetzt bin ich erst an dem Knochengebäude, und ich finde, daß von diesem, wie in der menschlichen Struktur, auch in der dramatischen Alles abhängt. Ich möchte wissen, wie Sie in solchen Fällen zu Werke gegangen sind. Bei mir ist die Empfindung anfangs ohne bestimmten und klaren Gegenstand; dieser bildet sich erst später. Eine gewisse musikalische Gemüthsstimmung geht vorher, und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee.“

Die Xenien störten diese Empfindung; erst im Oktober nahm Schiller den Wallenstein wieder vor, aber „er ging noch immer darum herum, und wartete auf eine mächtige Hand, die ihn ganz hineinwirft.“ Die Jahreszeit drückte ihn, und oft meinte er, mit einem heitern Sonnenblick müßte es gehen. Im November wandte er sich dem fleißigen Quellenstudium des Stoffes zu, und gewann in der Oekonomie des Stückes nicht unbedeutende Fortschritte. „Je mehr ich,“ spricht er am 13. Nov.,

„meine Ideen über die Form des Stücks rectificire, desto ungeheurer erscheint mir die Masse, die zu beherrschen ist, und wahrlich ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst würde ich schwerlich fortfahren können.“ Das sah er bald ein, daß ihm der Wallenstein den ganzen Winter und wohl fast den ganzen Sommer kosten konnte, „weil er den widerspenstigen Stoff zu behandeln habe, dem er nur durch ein heroisches Ausharren etwas abgewinnen kann.“ — „Da mir außerdem noch so manche selbst der gemeinsten Mittel fehlen, wodurch man sich das Leben und die Menschen näher bringt, aus seinem engen Daseyn heraus und auf eine größere Bühne tritt, so muß ich, wie ein Thier, dem gewisse Organe fehlen, mit denen, die ich habe, mehr thun lernen, und die Hände gleichsam mit den Füßen ersetzen. In der That verliere ich darüber eine unsägliche Kraft und Zeit, daß ich mir eigene Werkzeuge zubereite, um einen so fremden Gegenstand, als mir die lebendige und besonders die politische Welt ist, zu ergreifen.“ Noch immer war er nicht gewiß, ob der Stoff sich zur Tragödie auch nur qualificire, ob er nicht nur „ein würdiges dramatisches Tableau“ daraus machen, aber „die Maltheser“ vorher ausarbeiten sollte. (18. Nov.) Zehn Tage darauf war ihm so ziemlich klar, was er wollte, sollte und hatte, und es galt nur noch das Ausrichten. „Es will mir ganz gut gelingen,“ sagt er, „meinen

Stoff außer mir zu halten, und nur den Gegenstand zu geben. Beinahe möchte ich sagen, das Sujet interessirt mich gar nicht, und ich habe nie eine solche Kälte für meinen Gegenstand mit einer solchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt. Den Hauptcharakter, so wie die meisten Nebencharaktere, traktire ich wirklich bis jetzt mit der reinen Liebe des Künstlers; blos für den nächsten nach dem Hauptcharakter, den jungen Piccolomini, bin ich durch meine eigene Zuneigung interessirt, wobei das Ganze übrigens eher gewinnen als verlieren soll." Der Stoff erschien ihm immer noch undankbar und unpoetisch, „er wollte nicht ganz pariren; im Gange waren noch Lücken; manches wollte sich gar nicht in die engen Gränzen einer Tragödienökonomie hineinbegeben." Die Katastrophe fand er für eine tragische Entwicklung so ungeschickt. „Das eigentliche Schicksal thut noch zu wenig, und der eigene Fehler des Helden noch zu viel an seinem Unglück." Doch tröstete er sich mit Macbeth.

Mitte Decembers 1796 war er emsig in der Arbeit. Göthe fand es in der Regel, daß es mit dem Wallenstein so gehe, wie Schiller schreibt. „Ich habe desto mehr Hoffnung darauf, da er sich nun selbst zu produciren anfängt, und ich freue mich, den ersten Akt nach dem neuen Jahre anzutreffen." Das Werk rückte indessen mit lebhaftem Schritte weiter. Es war dem Dichter

nicht mehr möglich, so lange er anfangs gewollt, die Vorbereitung und den Plan von der Ausführung zu trennen. Der Anstoß durch die mächtige Hand des Genius war erfolgt. „Sobald die festen Punkte einmal gegeben waren, und ich überhaupt nur einen sichern Blick durch das Ganze bekommen, habe ich mich gehen lassen; und so wurden, ohne daß ich es eigentlich zur Absicht hatte, viele Scenen im ersten Akt [d. h. in Wallensteins Lager] gleich ausgeführt. Meine Anschauung wird mit jedem Tage lebendiger und eins bringt das andere herbei.“ Am Dreikönigstag hoffte er den ersten Akt Göthe'n überschicken zu können. „Denn ehe ich mich weiter hineinwage, möchte ich gerne wissen, ob es der gute Geist ist, der mich leitet. Ein böser ist es nicht, das weiß ich wohl gewiß, aber es giebt so viele Stufen zwischen beiden.

Bis jetzt war er, „nach reifer Überlegung, bei der lieben Prosa geblieben, die diesem Stoff auch viel mehr zusagt.“

Im neuen Jahre machte die Arbeit Riesenschritte, denn schon am 1. März schreibt Göthe: „Leben Sie wohl und führen Sie nur auch, wachend oder träumend, Ihre Piccolomini's auf dem guten Wege weiter.“ Am 4. April hatte der Dichter ein detaillirtes Scenarium des Wallenstein entworfen, um sich die Übersicht der Momente und des Zusammenhangs auch durch

die Augen mechanisch zu erleichtern. Das Studium der Griechen, des Philoktet, der Trachinierinnen, Stücke, die er eben gelesen, überzeugte ihn immer mehr, „daß der ganze **cardo rei** in der Kunst, eine poetische Fabel zu erfinden, liegt. Der Neuere schlägt sich mühselig und ängstlich mit Zufälligkeiten und Nebendingen herum, und über dem Bestreben, der Wirklichkeit recht nahe zu kommen, beladet er sich mit dem Leeren und Unbedeutenden, und darüber läuft er Gefahr die tiefliegende Wahrheit zu verlieren, worin eigentlich alles Poetische liegt. Er möchte gern einen wirklichen Fall vollkommen nachahmen, und bedenkt nicht, daß eine poetische Darstellung mit der Wirklichkeit eben darum, weil sie absolut wahr ist, niemals coincidiren kann." Auf Göthe wirkten diese Worte. „Sie haben ganz recht," antwortete er, „auf dem Glück der Fabel beruht freilich Alles; die meisten Leser und Zuschauer nehmen doch nichts weiter mit davon, und dem Dichter bleibt das ganze Verdienst einer lebendigen Ausführung, die desto stetiger seyn kann, je besser die Fabel ist. Wir wollen auch künftig sorgfältiger, als bisher, das, was zu unternehmen ist, prüfen."

Im April noch machte Schiller cabbalistische und astrologische Studien zum Wallenstein und Seni, und war nicht ohne Hoffnung, diesem Stoff „eine poetische Dignität zu geben." Zugleich fuhr er fort, seine tiefsinnigen Gedanken über Charaktere mit dem Freunde aus=

zutauschen. Wenn er seinen Garten bezogen hätte, wollte er die Fabel des Wallenstein ganz niederschreiben. Eine besondere Liebe zu dem Werke ergriff ihn aufs Neue, aber jede Mittheilung hielt er, als das Fertigmachen störend, zurück. Mitten unter dem Gartenbauwesen arbeitete er fort und studirte den Aristoteles, „der ein wahrer Höllenrichter für alle ist, die entweder an der äußern Form sklavisch hängen, oder die über alle Form sich hinwegsetzen.“ Er war aber froh, daß er ihn nicht früher gelesen, ehe er über die Grundbegriffe klar geworden.

Die Balladen verursachten, wie vorher die Xenien, einen Stillstand in dem Trauerspiel, so daß Göthe am 22. August, von Frankfurt aus, mahnen mußte: „An Wallenstein denken Sie wohl gegenwärtig, da der Almanach besorgt seyn will, wenig oder gar nicht? Lassen Sie mich doch davon, wenn Sie weiter vorwärts rücken, auch etwas vernehmen.“ Diese Theilnahme Göthe's wirkte immer belebend und befruchtend auf Schiller. Schon am 21. Juli hatte er dem Freunde geschrieben: „Die schönste und die fruchtbarste Art, wie ich unsere wechselseitigen Mittheilungen benutze und mir zu eigen mache, ist immer diese, daß ich sie unmittelbar auf die gegenwärtige Beschäftigung anwende, und gleich produktiv gebrauche.... Und so hoffe ich, soll mein Wallenstein und was ich künftig von Bedeutung hervorbringen mag, das ganze System desjenigen, was bei unserem

Commercio in meine Natur hat übergehen können, in concreto zeigen und enthalten."

„Jetzt," berichtet Schiller seinem Göthe am 2. Okt., „da ich den Almanach hinter mir habe, kann ich mich endlich wieder zu dem Wallenstein wenden. Indem ich die fertig gemachten Scenen wieder ansehe, bin ich im Ganzen zwar wohl mit ihnen zufrieden, nur glaube ich einige Trockenheit darin zu finden, die ich mir aber ganz wohl erklären und auch wegzuräumen hoffen kann. Sie entstand aus einer gewissen Furcht, in meine ehemalige rhetorische Manier zu fallen, und aus einem zu ängstlichen Bestreben, dem Objekte recht nahe zu bleiben. Nun ist aber das Objekt schon an sich selbst etwas trocken, und bedarf mehr als irgend eines der praktischen Liberalität; es ist daher hier nöthiger als irgendwo, wenn beide Abwege, das Prosaische und das Rhetorische, gleich sorgfältig vermieden werden sollen, eine recht reine poetische Stimmung zu erwarten."

„Ich sehe zwar noch eine ungeheure Arbeit vor mir, aber so viel weiß ich, daß es keine faux-frais seyn werden; denn das Ganze ist poetisch organisirt, und ich darf wohl sagen, der Stoff ist in eine reine tragische Fabel verwandelt. Der Moment der Handlung ist so prägnant, daß Alles, was zur Vollständigkeit desselben gehört, natürlich, ja in gewissem Sinn nothwendig darin liegt, daraus hervorgeht. Es bleibt nichts Blindes darin, nach

allen Seiten ist es geöffnet. Zugleich gelang es mir, die Handlung gleich vom Anfang in eine solche Präcipitation und Neigung zu bringen, daß sie in stetiger und beschleunigter Bewegung zu ihrem Ende eilt. Da der Hauptcharakter eigentlich retardirend ist, so thun die Umstände alles zur Krise, und dies wird, wie ich denke, den tragischen Eindruck sehr erhöhen."

Aber immer, mitten in der eifrig langsamen Arbeit hatte er noch über den „vielen und ungestaltbaren" Stoff zu klagen. Gewiß wäre derselbe auch unter der Behandlung in unendliche Breite zerflossen, wenn er nicht, seit dem November 1797, Hand ans Werk gelegt hätte, die prosaische Sprache des Wallenstein in eine poetisch-rhythmische zu verwandeln. „Ich habe noch nie," sagt er zu Göthe am 24. Nov., „mich so augenscheinlich überzeugt, als bei meinem jetzigen Geschäft, wie genau in der Poesie Stoff und Form, selbst äußere, zusammenhängen. Ich befinde mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher; selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platz zu stehen schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen: sie waren bloß gut für den gewöhnlichen Hausverstand, dessen Organ die Prosa zu seyn scheint; aber der Vers fordert schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und so mußte ich auch in mehreren meiner Motive poetischer werden. Man sollte wirklich Alles, was sich über das Gemeine erheben

muß, in Versen, wenigstens anfänglich concipiren, denn das Platte kommt nirgends so ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen wird." Damit verbindet er eine andere Bemerkung: „Es scheint, daß ein Theil des poetischen Interesses in dem Antagonism zwischen dem Inhalt und der Darstellung liegt. Ist der Inhalt sehr poetisch bedeutend, so kann eine magere Darstellung und eine bis zum Gemeinen gehende Einfalt des Ausdrucks ihm recht wohl anstehen, da im Gegentheil ein unpoetischer gemeiner Inhalt, wie er in einem größern Ganzen oft nöthig wird, durch den belebten und reichen Ausdruck poetische Dignität erhält."

Geschwind und aus dem Stegreif antwortet ihm Göthe schon am folgenden Tage, daß er „nicht allein seiner Meinung sey, sondern noch viel weiter gehe." „Alles Poetische sollte rhythmisch behandelt werden! Das ist meine Überzeugung; und daß man nach und nach eine poetische Prosa einführen konnte, zeigt nur, daß man den Unterschied zwischen Prosa und Poesie gänzlich aus den Augen verlor. Es ist nicht besser, als wenn sich jemand in seinem Park einen trockenen See bestellte und der Gartenkünstler diese Aufgabe dadurch aufzulösen versuchte, daß er einen Sumpf anlegte. Diese Mittelgeschlechter sind nur für Liebhaber und Pfuscher, so wie die Sümpfe für Amphibien. Indessen ist das Übel in Deutschland so groß geworden, daß

es kein Mensch mehr sieht, ja, daß sie vielmehr, wie jenes kröpfige Volk, den gesunden Bau des Halses für eine Strafe Gottes halten. Alle dramatischen Arbeiten, (und vielleicht Lustspiel und Farce überhaupt) sollten rhythmisch seyn, und man würde alsdann eher sehen, wer was machen kann. Jetzt aber bleibt dem Theaterdichter weiter nichts übrig, als sich zu akkommodiren, und in diesem Sinne konnte man Ihnen nicht verargen, wenn Sie Ihren Wallenstein in Prosa schreiben wollten; sehen Sie ihn aber als ein selbstständiges Werk an, so muß er nothwendig rhythmisch werden."

„Auf alle Fälle sind wir genöthigt unser Jahrhundert zu vergessen, wenn wir nach unserer Überzeugung arbeiten wollen: denn so eine Salbaderei in Principien, wie sie im Allgemeinen jetzt gelten, ist wohl noch nicht auf der Welt gewesen, und was die neuere Philosophie Gutes stiften wird, ist noch erst abzuwarten."

Diese Zeugnisse der zwei unerreichten Dichter Deutschlands können die Wächter und Bewahrer der strengen rhythmischen Form ihren Schmälerern und Verächtern entgegenhalten.

Freilich fühlte Schiller (1. Dec. an Göthe) auch wohl, daß die Jamben, obgleich sie den Ausdruck verkürzen, doch eine poetische Gemüthlichkeit unterhalten, die einen ins Breite treibt. Sein erster Akt war so groß, daß

man die drei ersten Akte von Göthe's Iphigenia hineinlegen konnte, ohne ihn ganz auszufüllen, was er mit der Ausdehnung entschuldigte, welche die Exposition verlangt, während die fortschreitende Handlung von selbst auf Intensität leitet. Es kam ihm vor, als ob ihn ein gewisser (Göthe'scher) epischer Geist angewandelt habe, der jedoch vielleicht das einzige Mittel gewesen, diesem prosaischen Stoff eine poetische Natur zu geben. Den ersten Akt [das Lager] hatte er, als statistischen oder statischen, ruhigen Anfang dazu benützt, die Welt und das Allgemeine, worauf sich die Handlung bezieht, zu seinem eigentlichen Gegenstande zu machen. „So erweitert sich der Geist und das Gemüth des Zuhörers und der Schwung, in den man dadurch gleich anfangs versetzt wird, soll die ganze Handlung in der Höhe erhalten."

Göthe war begierig, was es noch für einen Ausgang mit Schillers Wallenstein nehmen werde, und sagte ihm (2. Dec.) vorher, daß er am Ende doch genöthigt seyn würde, einen Cyclus von Stücken aufzustellen. Bald darauf entschloß sich Schiller zu seiner Wallensteinischen Trilogie, wie man die drei Stücke, freilich sehr uneigentlich, genannt hat.

Unsers Dichters Natur nahm an seiner Dichterarbeit, wie er (8. Dec.) sagt, ein pathologisches Interesse, d. h. diese hatte viel Angreifendes für ihn. „Glücklicherweise," setzt er hinzu, „alterirt meine Kränklichkeit nicht meine

Stimmung, aber sie macht, daß ein lebhafter Antheil mich schneller erschöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich muß ich daher einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen. Dies hält mich erstaunlich auf, doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, den Wallenstein noch in dem nächsten Sommer in Weimar spielen zu sehen, und im nächsten Herbst tief in meinen Malthesern zu sitzen." Sich neben dem Wallenstein mit diesem andern Stoffe, der eine Welt für sich ausmachte, zu beschäftigen, war für den produktiven Geist unseres Dichters — ein Ausruhen. Er erholte sich in Einer Schöpfung von der andern.

In diesen Decembertagen hatte er die Liebesscenen zwischen Max und Thekla im zweiten Akte des Wallenstein vor sich und dachte dabei, nicht ohne Herzensbeklemmung, an die Schaubühne und an die theatralische Bestimmung des Stücks. Er spricht in dieser Beziehung den Mangel dieser Episode klarer aus, als der strengste Kritiker gethan hat. „Die Einrichtung des Ganzen erfordert es," sagt er, „daß die Liebe nicht sowohl durch Handlung, als vielmehr durch ihr ruhiges Bestehen auf sich und ihre Freiheit von allen Zwecken, der übrigen Handlung, welche ein unruhiges planvolles Streben nach einem Zweck ist, sich entgegensetzt und dadurch einen gewissen menschlichen Kreis vollendet. Aber in die-

ser Eigenschaft ist sie nicht theatralisch, wenigstens nicht in demjenigen Sinne, der bei unsern Darstellungsmitteln und bei unserm Publikum sich ausführen läßt. Ich muß also, um die poetische Freiheit zu behalten, so lange jeden Gedanken an die Aufführung verbannen."

Das Jahr 1798 begrüßte Schiller mit dem an sich selbst gerichteten Wunsche, daß ihm in demselben die Freude beschert seyn möge, das beste aus seiner Natur in einem Werke zu sublimiren, wie Göthe es mit der seinigen gethan. Bald darauf hatte er seine Arbeit, von einer fremden Hand reinlich geschrieben, vor sich; sie selbst erschien ihm dadurch fremd, und machte ihm wirklich Freude. „Ich finde augenscheinlich," rühmte er sich bescheiden gegen Göthe am 5. Jenner, „daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unseres Umgangs ist; denn nur der vielmalige continuirliche Verkehr mit einer so objektiv mir entgegenstehenden Natur, mein lebhaftes Hinstreben darnach und die vereinigte Bemühung, sie anzuschauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine subjektiven Gränzen so weit auseinanderzurücken. Ich finde, daß mich die Klarheit

und die Besonnenheit, welche die Frucht einer spätern Epoche ist, nichts von der Wärme einer früheren gekostet hat. Doch, es schickte sich besser, daß ich das aus Ihrem Munde hörte, als daß Sie es von mir erfahren. — Ich werde es mir gesagt seyn lassen, keine andere als historische Stoffe zu wählen; frei erfundene würden meine Klippe seyn. Es ist eine ganz andere Operation, das Realistische zu idealisiren, als das Ideale zu realisiren. Es steht in meinem Vermögen, eine gegebene, bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen, und gleichsam aufquellen zu machen, während die objektive Bestimmtheit eines solchen Stoffes meine Phantasie zügelt und meiner Willkür widersteht."

Göthe'n dauerte inzwischen das Reflektiren zu lange. Er wünschte (6. Jan.) dem Freunde Glück zum fertigen Theile, er erkannte, daß das günstige Zusammentreffen ihrer beiden Naturen beiden schon manchen Vortheil verschafft und daß, wenn Er Schillern zum Repräsentanten mancher Objekte diente, Schiller ihn von der allzustrengen Beobachtung der äußern Dinge und Verhältnisse auf sich selbst zurückgeführt, ihn die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, ihm eine zweite Jugend verschafft, ihn wieder zum Dichter gemacht habe. Jetzt aber wünschte er vor allen Dingen baldiges Fertigwerden des Wallenstein, und unter wie nach der Arbeit gegenseitige rechte Durcharbei=

tung der dramatischen Forderungen. „Sind Sie künftig in Absicht des Plans und der Anlage genau und vorausbestimmend, so müßte es nicht gut seyn, wenn Sie, bei Ihren geübten Talenten und dem innern Reichthum nicht alle Jahr ein paar Stücke schreiben wollten.“ Göthe hielt es nämlich für nothwendig, daß der dramatische Dichter oft auftrete, die Wirkung, die er gemacht, immer wieder erneuere und, wenn er das Talent habe, darauf fortbaue.

Vorübergehend hatte inzwischen unsern Dichter der mephistophelische Gedanke durchzückt, wenn einmal das Publikum kirre wäre, etwas recht Böses zu thun, und eine alte (dramatische) Idee mit Julin dem Apostaten auszuführen. Vielleicht greift hier oder dort ein Dichter unserer Zeit lüstern nach diesem Vermächtnisse.

Auch an ein Seedrama d. h. ein Stück, das auf einer wüsten, von Europäern wenig besuchten Insel spielen, und alle Abentheuer, Interessen und Schicksale einsamer Weltumsegler in sich fassen sollte, hatte Schiller zwischen seinen Arbeiten am Wallenstein gedacht, und man hat Andeutungen darüber unter seinem Nachlasse entdeckt, die uns Hoffmeister mitgetheilt hat.

Im März wurde der dritte Akt des Wallenstein fertig. Im April aber rang er wieder mit dem „Gedankenbilde“ des Stückes, freute sich jedoch der Ahnung, daß Göthe mit dem Wallenstein im Ganzen zufrieden

seyn werde, und auch Göthe hatte die besten Hoffnungen. „Die Anlage," antwortet er (7. Apr.), „ist von der Art, daß Sie, wenn das Ganze beisammen ist, die ideale Behandlung mit einem so ganz irdisch beschränkten Gegenstande in eine bewundernswürdige Übereinstimmung bringen werden."

In dieser Zeit war Iffland in Weimar. Schiller hatte einst in Mannheim an ihm emporgeblickt, und ihm große Tage prophezeit. Jetzt musterte der Genius das Talent mit Kenneraugen, und mäßigte sogar die Bewunderung Göthe's, indem er die Gränzen, innerhalb welchen das Naturell den Mimen trug, und außerhalb deren Alles an ihm mehr Geschlicklichkeit, Verstand, Calcul und Besonnenheit sey, scharf zu ziehen bemüht schien. Als Jüngling hatte er Alles bewundert, wo Etwas zu bewundern war; im reifen Alter schlug der Kritiker vielleicht das große Etwas zu klein und niedrig an.

Aufführung des Lagers.

Während nun Schiller im Juli sein Gartenhäuschen in Jena unter ein Strohdach brachte, wurde der Tempel

seiner Melpomene zu Weimar durch den Architekten Thouret unter Göthe's Oberaufsicht aufs geschmackvollste zu dekoriren angefangen. Es ging den Sommer über rasch und sollte, nach Göthe's Versicherung, recht artig werden.

Der Überdruß, den man an Ifflands Stücken, wie beim langen Angaffen eines Alltagsgesichts, zu empfinden anfing, ließ Schillern einen günstigen Moment für seinen Wallenstein hoffen. Im September war er mit dem „Lager," das jetzt einen Prolog bildete, beschäftigt. Derselbe sollte, „als ein lebhaftes Gemälde eines historischen Moments und einer gewissen soldatischen Existenz ganz gut auf sich selber stehen können." Am 4. Oktober ging er an Göthe ab, und war somit das Erste, was vom Wallenstein ihm unter die Augen trat. Göthe hatte seine große Freude daran, er hatte schon früher die ihm allein bekannte Anlage vortrefflich genannt, und fand ihn jetzt gerathen, wie er angelegt war.

Die Kritik in Deutschland wollte dem subjektiven Schiller noch lange nach seinem Tode nicht etwas so rein und meisterlich Objektives zutrauen; zum wenigsten die allerdings erst nachträglich eingeschobene Kapuzinerpredigt sollte von Göthe seyn. Dieser aber hatte dem Freunde dazu nur den Abraham a Sancta Clara geliehen, im ganzen Lager nur hier und da „wegen des Theatereffekts einen kleinen Pinselstrich aufgehöht," und, nach seiner

Versicherung bei Eckermann nur die zwei Linien zu Anfang des Stücks,

„Ein Hauptmann, den ein andrer erstach,
Ließ mir die zwei glückliche Würfel nach,"

zu besserer Motivirung dem Bauern in den Mund gelegt, und nach dem Briefwechsel für die erste Aufführung ein einleitendes Soldatenlied, das Schiller, noch mit ein paar Versen vermehrte, hinzugefügt. So wurde der Prolog gedruckt und sofort einstudirt.

Einige Anspielungen auf Zeitbegebenheiten wurden zu besserer Wirkung auch eingeschaltet. Das neuerbaute, freundliche Theater (das die Flammen im Jahr 1825 zerstört haben) wurde mit der Vorstellung eingeweiht. Göthe, Schiller und Frau von Wolzogen, die dies berichtet, waren bei der letzten Probe allein gegenwärtig, und überließen sich ganz dem hinreißenden Vergnügen, die eigenthümliche Dichtung in ihrem vollen Leben zu sehen. Der Wallone erschien ihnen wie eine homerische Gestalt, eine plastische Darstellung des neuern Kriegslebens. Schiller war gerührt über die Freude der Freunde.

Die Vorstellung selbst (am 18. oder 19. Okt.) übertraf die kühnsten Erwartungen. Der Prolog wurde von dem Schauspieler Vohs in dem Costüm, das späterhin Max Piccolomini trug, mit Innigkeit, Anmuth und

Würde gesprochen. Genast als Kapuziner, Leißring als erster Jäger entzückten durch ihr gelungenes Spiel. An die Stelle des Constabels war ein Stelzfuß getreten.

Die Gelehrten aber urtheilen anders als Göthe und das Publikum. Wieland fand das Lager höchst unmoralisch; Jean Paul wurde auf die ersten Vorstellungen desselben verdrießlich, und Herder gar über die „sittlichen und ästhetischen Fehler des Stückes“ vor Ärger krank. Göthe dagegen freute sich, daß Alles so vergnügt und heiter geschieden sey und pries den angenehmen Tag. Und Ludwig Tieck, kein parteiischer Freund Schillers, nennt das Lager „trefflich, unvergleichbar. Alles lebt und stellt sich dar, nirgends Übertreibung, nirgends Lückenbüßer, so der ächte, militärische, gute und böse Geist jener Tage, daß man Alles selbst zu erleben glaubt; kein Wort zu viel noch zu wenig; es gehört freilich [was A. W. Schlegel getadelt hatte] nicht zur Handlung selbst, von welcher es sich auch durch Sprache und Reimweise absondert; es ist Schilderung eines Lagers und der Stimmung desselben, ein Gemälde ohne Handlung, in niederländischer Manier, Styl und Haltung ganz anders als die Tragödie.“

Auch Frau von Stael, die das Stück während ihres Aufenthalts in Deutschland aufführen sah, bewunderte den kriegerischen Eindruck desselben. Als man es in Berlin vor den Officieren gab, die sich zum Kriege an=

schickten, erscholl von allen Seiten das laute Geschrei des Enthusiasmus.

Nach Jena von der Aufführung des Lagers zurückgekehrt, arbeitete Schiller unverdrossen am noch übrigen Hauptstücke, aber die Umsetzung seines Textes in eine angemessene, deutliche und maulrechte Theatersprache war eine sehr aufhaltende Arbeit, und die Vorstellung der Wirklichkeit und des Theaterpersonals stumpfte allen poetischen Sinn ab.

Am 6. Nov. verließ er den Garten, und zog sich auf sein „Kastell" in die Stadt zurück. Hier ging er bald an den Theil des Wallenstein, den er für den poetisch wichtigsten hielt, an die von dem geschäftigen Wesen der übrigen Staatsaktion völlig getrennte Liebe. Mit Recht fürchtete er abermals, daß das überwiegende menschliche Interesse dieser großen Episode leicht etwas an der schon feststehenden ausgeführten Handlung verrücken möchte: „denn ihrer Natur nach gebührt ihr die Herrschaft."

Die Piccolomini sollten nicht eher aus seiner Hand in die der Weimaraner Schauspieler kommen, als bis wirklich auch das dritte Stück, Wallensteins Tod, ganz ihm aus der Feder wäre, was mit Apollo's Gunst in den nächsten sechs Wochen geschehen sollte. Auch das astrologische Motiv machte ihm noch viel zu schaffen. Als es nun von Göthe gebilligt und gerettet war, da rief Schiller gerührt und vergnügt am 11. Dec. aus:

„Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund, das habe ich bei dieser Gelegenheit aufs neue erfahren. Ihre Bemerkungen sind vollkommen richtig, und Ihre Gründe überzeugend. Ich weiß nicht, welcher böse Genius über mir gewaltet, daß ich das astrologische Motiv im Wallenstein nie recht anfassen wollte, da doch eigentlich meine Natur die Sachen lieber von der ernsthaften als leichten Seite nimmt!"

Mit erleichtertem Herzen setzte sich der Dichter am 24. Dec. an den Schreibtisch, um dem Freunde zu melden, daß er, von einer recht glücklichen Stimmung und wohlausgeschlafenen Nacht sekundirt, die Piccolomini bis auf die Scene im astrologischen Zimmer vollendet, und, nachdem er drei Copisten zugleich beschäftigt, sie so eben an den tribulirenden Iffland nach Berlin abgesandt. „So ist aber auch schwerlich," sagt er, „ein heiliger Abend auf dreißig Meilen in der Runde vollbracht worden, so gehetzt nämlich und so qualvoll über der Angst nicht fertig zu werden."

Am letzten Jahrestage 1798 erhielt auch Göthe endlich aus Schillers Hand „die Piccolomini" ganz, aber „ganz erschrecklich gestrichen," indem der Dichter, zu Gunsten der Aufführung aus der schon verkürzten Edition noch 400 Jamben ausgestoßen hatte. „Möchte es," schreibt er, „eine solche Wirkung auf Sie thun, daß Sie mir Muth und Hoffnung geben können, denn die brauche ich."

Göthe versparte seine Äußerung aufs Mündliche, nur von den zärtlichen Scenen schreibt er am 2. Jan. 1799, daß sie gut gerathen, und von der Einleitung der Astrologie in denselben, daß sie äußerst glücklich sey.

Aufführung der Piccolomini.

Am 30. Januar 1799, dem Geburtstage der Herzogin von Weimar, fand die erste Aufführung der Piccolomini statt. Göthe und Schiller, der am 4. Januar mit seiner Familie ein durch Göthe niedlich für ihn eingerichtetes Absteigequartier im Schlosse zu Weimar bezogen hatte, quälten sich ab, den verbannten Vers auf dem Theater zu rehabilitiren, indem sie den Schauspielern, die sich ganz vom rhythmischen Gange entwöhnt hatten, das Deklamiren begreiflich machten und die jüngern skandiren lehrten. Mit Mühe wurden die Rollen besetzt, mit Genauigkeit unter Meyers Mitwirkung die Dekorationen angeordnet, mit Ängstlichkeit das Kostüm zusammengesucht. Aus einer alten Rüstkammer zu Weimar war, zu Schillers großer Freude, Hut, Stiefel und Wamms eines schwedischen Obristen hervorgezogen wor-

den; in dem Schlosse zu Jena hatte Göthe eine eiserne Ofenplatte entdeckt, auf welcher die Jahreszahl von Wallensteins Abfall stand; sie mußte mit den darauf abgebildeten Figuren eine Richtschnur für die Kleidung der übrigen Personen abgeben, und insbesondere wurde Questenberg, „die alte Perücke,“ danach kostümirt. Für Wallensteins Barett wurden Reiherfedern in der Theatergarderobe zusammengesucht, ihm auch auf Göthe's Rath ein rother Mantel gegeben, damit er von hinten den Andern nicht so gleich sähe. Wiederholte Proben wurden gehalten.

„So ist denn endlich der große Tag angebrochen, auf dessen Abend ich neugierig und verlangend genug bin,“ schreibt Göthe in einem Billet am Morgen des dreißigsten an seinen Freund, und lädt ihn zum Mittagsmahle ein. Schon früh Morgens war eine Menge Menschen aus der Nachbarschaft, zumal von Jena, herbeigeströmt. Man drängte sich ins Theater, und konnte den Anfang kaum erwarten.

Die Vorstellung gelang vollkommen, und es wehte, wie Schillers Schwägerin sagt, ein höherer Geist in ihr, der sich aus dem kleinen Weimar durch ganz Deutschland verbreitete. Schiller genoß lebhaft die Arbeit von sieben Jahren. Göthe's freundlicher Antheil, die allgemein erhöhte Stimmung der Gesellschaft, gaben ihm einen lebendigen Genuß seiner selbst. Die ersten Darsteller von

Max und Thekla (Vohs und Dem. Jagemann) konnten als Muster gelten, wiewohl viele die letztere zu fest und kalt finden wollten; aber Schiller war mit ihr wohl zufrieden, weil sie „Wallensteins starkes Mädchen" besonders hervorgehoben hatte. Graff spielte den Wallenstein trefflich und erzählt uns, daß Schiller selbst ihn denselben habe spielen lehren. Er übertraf darin viele Nachfolger, namentlich Iffland, der sich in dieser Rolle ganz vergriff.

Die Länge der Aufführung hatte manche Zuschauer ermüdet; aber Schiller war mit der Darstellung ganz zufrieden, und soll in seines Herzens Freude den Schauspielern zu dem Mahl im zweiten Akte noch einige Flaschen Champagner unter dem Mantel selbst hinaufgetragen haben.

Am 2. Februar wurde das Stück wiederholt, und die Aufführung ging noch um vieles besser als die erste. In Folge derselben wurde der in Weimar anwesende Dichter an die herzogliche Tafel gezogen. Mit Ärger erfuhr Schiller bald darauf, daß Wallensteins Lager, das er noch nicht aus den Händen gegeben, in Copenhagen sey, und dort bei Schimmelmanns vorgelesen, ja an des Grafen Geburtstag aufgeführt worden. Er hatte einen Freund „Ubique," hinter dem man Böttiger sucht, im Verdacht, und bat Göthen, das Theatermanuscript der Piccolomini zu sich ins Haus zu nehmen, „weil es

doch ein fataler Streich wäre, wenn die Sachen in der Welt herumliefen." Ein junger Dichter, der seitdem einen sehr ehrenvollen Platz in unserer Literatur eingenommen hat, J. D. Gries, durfte es daher als eine besondere Gunst betrachten, daß ihm auf einer Reise nach Göttingen Schiller, damals Göthe's Gast in Weimar, das Manuscript von Wallensteins Tod mit der einzigen, heilig gehaltenen Bedingung, nicht daraus abzuschreiben, nach Hause gab. Gegen denselben äußerte Schiller auch, daß er im Gordon eine Art Chor in das Stück einführen wollen.

Durch das theatralische Wesen, den mehrern Umgang mit der Welt, das anhaltende Zusammenseyn mit Göthe fühlte sich Schiller viel verändert. Wenn er erst der Wallensteinischen Masse los seyn würde, wollte er sich als einen ganz neuen Menschen fühlen.

Nach der Aufführung vernahm er gar verschiedenartige Urtheile über sein Stück, namentlich scheint die beiden Freunde ein Brief Körners darüber nicht erbaut zu haben. „Es weiß sich kein Mensch," sagt Göthe, „weder in sich selbst noch in andre zu finden, und muß sich eben sein Spinnengewebe selbst machen, aus dem er wirkt. Das Alles weist mich immer mehr auf meine poetische Natur zurück. Man befriedigt bei dichterischen Arbeiten sich selbst am meisten, und hat noch dadurch den besten Zusammenhang mit andern."

Was Schiller zu seiner Rechtfertigung öffentlich sagen wollte, aber nie gesagt hat, schüttete er im Mai dieses Jahres in den Busen eines ungenannten Freundes zu Weimar aus. „Der historische Wallenstein," sagte er diesem, „war nicht groß, der poetische sollte es nie seyn. Der Wallenstein in der Geschichte hatte die Präsumtion für sich, ein großer Feldherr zu seyn, weil er glücklich, gewaltig und keck war; er war aber mehr ein Abgott der Soldateska, gegen die er splendid, königlich und freigebig war, und die er auf Unkosten der ganzen Welt in Ansehen erhielt. Aber in seinem Betragen war er schwankend und unentschlossen, in seinen Planen phantastisch und excentrisch, und in der letzten Handlung seines Lebens, der Verschwörung gegen den Kaiser, schwach, unbestimmt, ja sogar ungeschickt. Was an ihm groß erscheinen, aber nur scheinen konnte, war das Rohe und Ungeheure, also gerade das, was ihn zum tragischen Helden schlecht qualificirte. Dieses mußte ich ihm nehmen, und durch den Ideenschwung, den ich ihm dafür gab, hoffe ich ihn entschädigt zu haben." —

„Es lag weder in meiner Absicht, noch in den Worten meines Textes, daß ich Octavio Piccolomini als einen so gar schlimmen Mann, als einen Buben darstellen sollte. In meinem Stücke ist er das nie; er ist sogar ein ziemlich rechtlicher Mann nach dem Weltbegriff, und die Schändlichkeit, die er begeht, sehen wir auf jedem

Welttheater von Personen wiederholt, die, so wie er, von Recht und Pflicht strenge Begriffe haben. Er wählt zwar ein schlechtes Mittel, aber er verfolgt einen guten Zweck. Er will den Staat retten, er will seinem Kaiser dienen, den er nächst Gott als den höchsten Gegenstand seiner Pflichten betrachtet. Er verräth einen Freund, der ihm vertraut, aber dieser Freund ist ein Verräther seines Kaisers, und in seinen Augen zugleich ein Unsinniger." —

„Auch meiner Gräfin Terzky möchte etwas zu viel geschehen, wenn man Tücke und Schadenfreude zu den Hauptzügen ihres Charakters machte. Sie strebt mit Geist, Kraft und einem bestimmten Willen nach einem großen Zweck, ist aber freilich über die Mittel nicht verlegen. Ich nehme keine Frau aus, die auf dem politischen Theater, wenn sie Charakter und Ehrgeiz hat, moralischer handelte." —

Im März berichtete Iffland an Schiller über die Aufführung der Piccolomini in Berlin. Sie war gerade so ausgefallen, wie Schiller gemuthmaßt; man konnte fürs erste damit zufrieden seyn.

Wallensteins Tod.

„Das dritte Stück wird durchbrechen, wie ich hoffe," schreibt Schiller am 7. März vertrauensvoll an Göthe. „Ich habe es endlich glücklicherweise arrangiren können, daß es auch fünf Akte hat, und den Anstalten zu Wallensteins Ermordung ist eine größere Breite sowohl als theatralische Bedeutung gegeben. Zwei resolute Hauptleute, die die That vollziehen, sind handelnd und redend eingeflochten; dadurch kommt auch Buttler höher zu stehen, und die Präparatorien zu der Mordscene werden furchtbarer."

Göthe fand die zwei ersten Akte „fürtrefflich;" sie machten beim ersten Lesen auf ihn eine so lebhafte Wirkung, daß sie gar keinen Zweifel zuließen, „wenn sich der Zuschauer bei den Piccolomini's," sagt er, „aus einem gewissen künstlichen und hier und da willkührlich scheinenden Gewebe nicht gleich herausfinden, mit sich und Andern nicht völlig Eins werden kann, so gehen diese neuen Akte nun schon gleichsam als naturnothwendig vor sich hin. Die Welt ist gegeben, in der das Alles geschieht, die Gesetze sind aufgestellt, nach denen man urtheilt, der Strom des Interesses, der Leidenschaft findet sein Bette schon gegraben, in dem er hinabrollen kann." Mit „wahrem Antheil und inniger Rührung" hat er diese Akte in der Frühe des 9. März gelesen. Schiller aber hoffte, voll Freude über dieses Ur-

theil, daß die drei letzten Akte, wenn er sie auch nicht ganz so genau auszuführen Zeit hätte, wenigstens dem ganzen Effekte nach nicht hinter den ersten zurückbleiben werden.

Schillers Arbeit, in sicherer Begeisterung, ging so schnell, daß der Freund in Weimar schon am 16. März recht herzlich zum Tode des theatralischen Helden gratuliren konnte. Schiller hatte sich schon lange vor dem Augenblicke gefürchtet, den er doch so sehr wünschte: vor dem Augenblicke, wo er seines Werkes los seyn würde. Er versicherte, sich in seiner jetzigen Freiheit schlimmer zu befinden, als in der bisherigen Sklaverei. „Die Masse, die mich bisher anzog und festhielt, ist nun auf einmal weg, und mir dünkt, als wenn ich bestimmungslos im luftleeren Raume hinge. Zugleich ist mir, als wenn es absolut unmöglich wäre, daß ich wieder etwas hervorbringen könnte; ich werde nicht eher ruhig seyn, bis ich meine Gedanken wieder auf einen bestimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet sehe." Andre Dichter hören mit Lust, daß es auch dem größten Dichter nach Vollendung eines Hauptwerkes zu Muthe war, wie es ihnen jedesmal in solchem Falle zu Muthe ist.

Die Antwort Göthe's auf Wallensteins Tod wurde leider mündlich abgegeben. Sie läßt sich denken. Bis an sein Lebensende stellte er das Stück über die Piccolomini. Die letztern waren ihm gleichsam nur des Her-

gangs der Sache willen da, nur als Expositionsstück. Sie werden auch, wie er bemerke, auf dem Theater nicht wiederholt, aber Wallensteins Tod wird immerfort gern gesehen.

Das erstemal wurde dieß Schlußstück zu Weimar in der Mitte Aprils und wieder im Sommer vor dem Könige von Preußen und seiner Gemahlin, es erhellt nicht genau Wann, aufgeführt. Schiller wurde der liebenswürdigen Königin Louise vorgestellt, und fand, daß sie sehr geist- und gefühlvoll in den Sinn seiner Dichtungen eingegangen. In Berlin war es am 17. Mai gut gegeben und aufgenommen worden. Auch in Rudolstadt wurde der Wallenstein im August unter vielem Zulaufe dargestellt.

Der Geist des alten Feldherrn führte sich außerdem noch als ein würdiges Gespenst auf, wie Schiller lächelnd erzählte; er half ihm Schätze heben. Am 27. August wurde er durch ein schweres Packet sehr angenehm überrascht, und sah durch den Wallenstein einen Geldstrom in seine Besitzungen geleitet.

Von den übrigen bereits eben angeführten Schriften Schwabs wollen wir, um nicht zu ausführlich zu werden,

nichts weiter erwähnen. Wir heben nur noch mit wenigen Worten die beiden nebeneinander stehenden Werke heraus, „Buch der schönsten Geschichten und Sagen" und „die schönsten Sagen des klassischen Alterthums," und empfehlen dieselben als vortrefflichste Jugendschriften. Auch das oben angeführte Werk Schwabs über den Bodensee ist nicht allein ein zweckmäßiges Handbuch für den Reisenden, sondern bietet überhaupt auch eine angenehme und belehrende Lectüre dar. — Die Literarhistorischen Sammelwerke endlich, welche Gustav Schwab herausgegeben, haben längst sich als praktisch und vortrefflich bewährt. — —

So nehmen wir denn von der Hinterlassenschaft des zu früh gestorbenen Mannes Abschied, die ihm einen dauernden Namen in der deutschen Literatur sichern wird. —